

Juni 6/2007

Aus dem Inhalt

Johannes G. Gerhartz SJ
Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen 161

Ralph Bergold
Wunsch nach Freiheit – nur für Träumer? 163

Elmar Trapp
Wenn ich „Altenheim“ höre, denke ich an... 169

Theo Paul
Wohl dem, der sich des Schwachen annimmt... 176

Martin Lätzel
Jedem das Seine? 181

Norbert Trippen
Umbrüche in den Priesterseminaren während der
Jahre 1965–1980 186

Literaturdienst: 189

Thomas Ruster: Von Menschen, Mächten
und Gewalten

Eric W. Steinhauer: Die Lehrfreiheit katholischer
Theologen an den staatlichen Hochschulen in
Deutschland

Ulrich Lüke: Kursbuch Kirchenjahr

Gerhard Dane/Erich Läufer: Wo Jesus lebte

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

P. Prof. Dr. Johannes G. Gerhartz SJ, Jägerstr. 24,
52066 Aachen | Dr. Ralph Bergold, Selhofer Str. 11 (KSI),
53604 Bad Honnef | Elmar Trapp, Landwehrstr. 9,
51709 Marienheide | Generalvikar Theo Paul, Bischöfl.
Generalvikariat/Hasestr. 40A, 49074 Osnabrück | Dr. Martin
Lätzel, Danziger Str. 52A/ Erzbistum Hamburg,
20099 Hamburg | Prälat Dr. Norbert Trippen, Burgmauer 11,
50667 Köln

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Beiträge sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt

Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen

Jesus begegnen – in seinem Wort und Gleichnis, besonders in diesem Gleichnis, in dem Jesus uns seinen Vater „vor-stellt“. Dieses „Gleichnis vom verlorenen Sohn“ oder besser „vom barmherzigen Vater“ (Lk 15,11–32) lesen, es auf sich wirken lassen: In diesem seinem Wort schenkt Jesus uns einen Vater, schenkt er uns seinen Vater, sagt er uns, dass dies unser Vater ist!

Jesus hatte ein klares Bild von Gott, seinem Vater. Er weiß, was er sagt, wenn er zu Gott *Abba, lieber Vater*, sagt. Und Jesus hat uns diesen seinen Vater kundgetan: *Er, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat uns Kunde gebracht* (Joh 1,18).

So ist Gott, wie dieser „barmherzige Vater“ zu seinen beiden Söhnen, die beide „verloren“ sind. Der eine war *verloren und ist wieder gefunden worden* (24; 32). Der andere war verschlossen gegen seinen Bruder und gegen die Barmherzigkeit seines Vaters und musste als Bruder und Sohn wieder gefunden werden.

Diesen Vater, wie Jesus ihn uns hier schildert, anschauen, betrachten. Wir können das tun, wie Ignatius von Loyola es uns empfiehlt: sich die Wohltaten und Gaben, die wir von Gott empfangen haben, in Erinnerung rufen und mit großem Herzen erwägen, wie viel Gott, unser Herr, für mich getan hat (EB 234).

Der Vater schenkt Vermögen: *Der Vater teilte sein Vermögen auf* (11–13). Er ließ seinen Sohn ziehen. Gott gibt Vermögen und Freiheit: Von ihm habe ich mein Leben und die Möglichkeiten meines Lebens: meine Gaben und Fähigkeiten, meine Kraft und meinen Willen, eben mein Vermögen, das, was

ich zu tun vermag. Von ihm habe ich meine Freiheit, die Fähigkeit über den Gebrauch meines Vermögens zu entscheiden.

Zu dem, was ich empfangen habe, gehört auch mein Glaube und seine Gaben! *Was hast du, das du nicht empfangen hättest?* – so Paulus (1 Kor 4,7). Bin ich dankbar? Weiß ich das Empfangene zu sehen, recht zu gebrauchen, zu teilen?

Der Vater schenkt Umkehr: *Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben mehr als genug zu essen, und ich komme hier vor Hunger um* (14–19). Der Gedanke an den Vater motiviert den Sohn zur Umkehr, lässt ihn heimkehren. Tagelöhner beim Vater ist besser als Sohn in der Fremde.

Ich wende die Gedanken auf mich. Auch für mich ist Gott, der Vater, immer da, immer Angebot der Umkehr, offener Weg der Heimkehr. Dieses Bild von Gott, dem Vater, gibt Kraft und Zuversicht für meinen Lebensweg! Der Vater ist da und hat Speise für mich, ich brauche, fern vom Vater, nicht vor Hunger umzukommen.

Der Vater schenkt Vergebung: Das Geschehen der Verse 20f sich vorstellen, gleichsam dabei sein: Dieser Herr und Vater, der so handelt – auch an mir –, dieser Vater ist unser Gott, *der Gott und Vater Jesu Christi unseres Herrn, der Vater des Erbarmens und der Gott allen Trostes* – so Paulus (2 Kor 1,39).

Gott schenkt Vergebung! Schenkt Annahme, Aufnahme! Darin schenkt er mir mein volles Mensch-Sein: *das beste Gewand, der Ring am Finger, die Schuhe an den Füßen* (22). Wo ich auch bin, wohin ich mich verirrt, zu ihm

kann ich zurückkehren, heimkommen. Gott sieht mich schon von Weitem kommen (20), weil er mich nie aus den Augen gelassen, nie vergessen hat: *Ich aber vergesse dich nicht* (Jes 49,15 f).

Der Vater schenkt Gemeinschaft: Ich schaue auf den Bruder, der selbst verloren ist in seiner eigenen Welt, in seinen Gedanken über das, was der Vater tun oder eben nicht tun darf (25 – 32). Entdecke ich in diesem Sohn Züge meines Lebens, meiner Einstellung – zum Bruder, zu Gott?

Auch ihm geht der Vater entgegen: *Mein Kind, du bist immer bei mir, und alles, was mein ist, ist auch dein* (31). Gibt es ein schöneres Wort der Liebe und Gemeinsamkeit? Lasse ich dieses Wort auch mir gesagt sein? *Gott ist größer als unser Herz* (1 Joh 3,20). Seine Liebe schafft Gemeinschaft mit ihm und untereinander.

Der Vater schenkt Freude: Ein Weiteres, vielleicht das Schönste, sollten wir beachten: Gottes Freude an der Vergebung. Gott vergibt gern, von Herzen gern! In der Vergebung und in der Barmherzigkeit ist Gottes Liebe vollendet, vollendet sich Gott, *denn Gott ist die Liebe* (Joh 4,16). Darum ist Vergeben und Barmherzig-Sein die Freude Gottes!

Gottes Freude kommt reich zum Ausdruck. Das Gleichnis fließt geradezu über von Ausdrücken der Freude: *essen und fröhlich sein, ein Fest feiern, ein fröhliches Fest feiern, Musik und Tanz, das Festgewand, der Ring...* Wahrlich, groß und ansteckend ist die Freude Gottes über die Barmherzigkeit, die er seinem „verlorenen Sohn“ erweisen kann. Diese Freude des Vaters, unseres Gottes, ist Grund und Motiv für unsere Freude. Gottes Freude schenkt mir Freude. Jesus hat uns mit seiner Botschaft vom Vater diese Freude gebracht: *Das habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch ist, und damit eure Freude vollkommen ist* (Joh 15,11).

Liebe Leserinnen und Leser,

Was ist Wahrheit? – Diese so schwierig und vor allem kaum universal einvernehmlich zu beantwortende Frage hat ihr Pendant in der Frage: Was ist Freiheit? Um eine Antwort auf christlichem Traditionsgrund, die zugleich die aktuellen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wahrnimmt, bemüht sich **Dr. Ralph Bergold**, Leiter des Kath. Sozialen Instituts in Bad Honnef und Privatdozent für Religionspädagogik und Didaktik im Religionsunterricht an der Universität Bamberg.

Von der eher grundlegenden Reflexion über das menschliche Tun geht es weiter zum pastoralen Alltag, konkret in der Altenheimseelsorge. Seine Erfahrungen und daraus abzuleitenden Konsequenzen präsentiert Pastoralreferent **Elmar Trapp**, Beauftragter für Altenheimseelsorge im Oberbergischen Kreis.

Generalvikar Theo Paul aus dem Bistum Osnabrück wendet sich dem Problem der Armut in unserer Gesellschaft und ihrer Herausforderung an uns Christen zu.

Einen weiteren Diskussionsbaustein zum Thema der Sinusstudie stellt der Beitrag von **Dr. Martin Lätzel**, verantwortlich für die pastorale Dienststelle Schleswig-Holstein, dar. Ihm geht es um die Konkretisierung der Studienergebnisse für die pastoral-seelsorgliche Praxis vor Ort.

Einen spannenden Einblick in die Priesterausbildung der Jahre 1965–1980 bietet der Kirchenhistoriker und langjährige Regens des Kölner Priesterseminars **Prof. Dr. Norbert Trippen**. Hier mögen bei Vielen Erinnerungen wach werden, bei anderen der Vergleich mit den heutigen Verhältnissen und ihren Erfordernissen einsetzen.

Möge für jede und jeden von Ihnen Anregungen zu finden sein – das wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Wunsch nach Freiheit – nur für Träumer?

Die Suche nach der wahren Freiheit des Menschen

Wann sind wir Menschen wirklich frei?
Eine schwierige Frage!

Vielleicht können wir zu Antworten kommen, wenn wir uns überlegen und vergegenwärtigen, wann wir uns frei fühlen. Sind wir frei, wenn wir alles dürfen, was wir können? Sind wir frei, wenn wir ohne Tempolimit auf unserer Autobahn so schnell fahren können, wie es unser Auto hergibt, unter dem Motto: Freie Fahrt für freie Bürger? Sind wir frei, wenn wir uns alles kaufen und leisten können; z.B. mit einer Kreditkarte, wie im Werbespot für Kreditkarten die Kartenbesitzerin sagt: „Diese Freiheit nehme ich mir!“? Oder macht der Besitz eines Autos uns frei, wie man bei einer Autowerbung unter dem abgebildeten Auto lesen kann: Freiheit ist möglich!? Fühle ich mich dann frei, wenn mir keiner mehr etwas zu sagen hat, wie der Chef im Büro oder der Ehepartner zu Hause? Bin ich frei, wenn ich keine Verpflichtungen einzugehen habe und keiner etwas von mir verlangt, sondern das tun kann, was ich will und mir Spaß macht?

Äußerliche Freiheit

Sicherlich, so würde manch einer sagen, dieses sind alles unterschiedliche Aspekte von Freiheit.

Aber ist das Freiheit? Müsste da nicht noch mehr sein? Hingehen zu wollen, wohin ich will, ist Bewegungsfreiheit. Aber ist das eigentliche Freiheit?

Diese Frage nach der Freiheit stellte auch Anfang der Dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts die königlich-norwegische Sozietät der Wissenschaften den Gelehrten und Philosophen der damaligen Zeit. Sie alle wurden eingeladen, zur Beantwortung dieser Frage Arbeiten einzureichen, deren Beste mit einem Preis ausgezeichnet werden sollte. Am 26.02.1839 wurde der deutsche Philosoph Arthur Schopenhauer als Gewinner bekannt. In seiner Arbeit („Über die Freiheit des Willens“¹) hat er die Frage, ob es die Freiheit wirklich gibt, verneint. Er sagte: „Denken wir uns einen Menschen, der, etwa auf der Straße stehend, zu sich sagt: Es ist 6:00 Uhr abends, die Tagesarbeit ist beendet. Ich kann jetzt einen Spaziergang machen; oder ich kann in den Club gehen; ich kann auch auf den Turm steigen, die Sonne untergehen zu sehen; ich kann auch ins Theater gehen; ich kann auch diesen oder aber jenen Freund besuchen; ja, ich kann auch zum Tor hinauslaufen, in die weite Welt, und nie wiederkommen. Das alles steht allein bei mir, ich habe völlige Freiheit dazu; tue jedoch davon jetzt nichts, sondern gehe freiwillig nach Hause zu meiner Frau.“ Ist das Freiheit? „Nein!“ sagt Schopenhauer: „Ich kann thun was ich will, aber,“ so schreibt Schopenhauer, „ich vermag nicht es zu wollen, weil die entgegenstehenden Motive viel zu viel Gewalt über mich haben.“²

Ist die menschliche Freiheit also Wirklichkeit oder doch nur Illusion?

Beginnt meine Unfreiheit nicht schon vor meiner Geburt? Ich habe nicht gewählt, ins Leben gerufen zu werden, ich lebe, ohne es gewollt zu haben. Auch habe ich meinen Namen nicht gewählt, er ist mir von anderen gegeben. Die neuesten Erkenntnisse der Hirnforschung kommen zu dem Schluss, dass unsere menschlichen Entscheidungen durch neuronale Vorgänge erklärbar seien.³

Sind wir also gar nicht richtig frei und können es auch nie werden? Ist die wahre Freiheit, von der wir alle träumen, nur ein Wunschtraum? Ist das, was wir mit Freiheit meinen, nur reine Einbildung, ein fataler Irrtum? Sind wir nicht viel eher eingeschränkt, geknebelt, gefesselt in Zwänge

und Kräfte, sei es politischer oder gesellschaftlicher Art, in Gesetze unserer Natur, die unser Leben bestimmen? Mächte die uns manipulieren, ohne dass wir es merken und uns Freiheit vorgaukeln, in Wirklichkeit uns aber fest im Griff haben?

Die Kette

Dazu eine Geschichte:

Es war ein wunderschönes Wetter. Lars, Peter und Jürgen blicken über das weite Meer. Keine einzige Wolke ist zu sehen. Die See liegt spiegelglatt vor ihnen. Die Ebbe hat die Wassermassen zurück gedrängt und das Watt freigegeben. Der Himmel ist stahlblau, die Sonne lacht, das Meer leuchtet geheimnisvoll.

Jetzt kann es losgehen! Die drei Jungen machen sich auf den Weg, um ihren ersehnten Urlaubswunsch in die Tat umzusetzen, eine Wattwanderung bis an der Rand des abgeebbten Wassers. Sie laufen los. Aus dem matschigen Watt ragt eine herrliche weiße Sandbank. Ein wenig ausgeruht, dann geht es weiter, der Weg ist mühsam, denn das Watt hat seine Tücken. Plötzlich ruft Peter: „Schaut mal da vorn! Die Jungen kommen näher, vor ihnen liegt auf dem graubraunen Sandbett eine mächtige Kette die sich wie eine Schlange über das Watt zieht. Es ist eine Verankerungskette. Hässlich sieht sie aus. Rost frisst an den Kettengliedern. Lars hat eine Idee! „Wir machen einen Wettkampf. Jeder steckt einen Fuß in eines dieser Kettenglieder und versucht die Kette zu heben. Wer am höchsten kommt, hat gewonnen.“ „Prima!“ sagt Jürgen, „Ich fange an!“ nacheinander heben die Drei die Kette hoch. Aber man kommt nicht weit. Die Kette ist schwer und der Boden ist nass und glitschig. Den Jungen jedoch macht es kräftigen Spaß. Ein Versuch folgt dem anderen. Plötzlich hört man einen lauten Platsch und einen ärgerlichen Schrei. Peter ist nach hinten umgeknickt und sitzt wütend im Morast. Die beiden Freunde prusten und biegen sich vor Lachen. Sie zeigen auf Peters nassen Hosenboden. Wie kann man sich nur so dumm anstellen.

Es scheint, als habe Peter das Gleichgewicht verloren. Als sie ihm aufhelfen, merken sie jedoch was geschehen ist. Peter ist mit dem Fuß im Kettenglied hängen geblieben. Der Fuß sitzt fest. „Na ja, dann können wir ja schon mal nach Hause gehen“ scherzt Jürgen. „Jetzt hast du dein Seemannsgrab. Wenn die Flut kommt, bist du tot.“ Dann fangen sie aber an, Peter aus der unfreiwilligen Falle zu befreien. Sie ziehen an seinem Fuß, auch Peter zerrt, so fest er nur kann. Aber es geht nicht. Der Fuß kommt nicht einen Zentimeter aus dem Kettenglied heraus. Peter sitzt fest. Lars will den Stiefel lösen, um dem Fuß mehr Bewegungsfreiheit zu geben. Vergeblich! Er ist geschwollen. Jürgen versucht es mit einem Ruck. Peter schreit mit schmerzverzerrtem Gesicht. Umsonst! Der Fuß sitzt fest. Die Jungen ziehen und zerren aber sie schaffen es nicht. Die Sonne versinkt am Horizont. Die ersten Wolken kommen auf. Es beginnt dunkel zu werden. Und dann ... erst nur kaum zu hören, dann immer deutlicher ... erst ein unheimliches Ahnen, dann grausame Gewissheit: Die Flut kommt! Das Wasser umspielt schon ihre Füße und Peter sitzt immer noch fest, gefangen in der verdreckten, rostigen Kette.

Todesangst befällt die zwei Jungen. Jetzt werden noch einmal alle Kräfte eingesetzt. Sie reißen, sie zerren, sie ziehen ... Schweißtropfen rennen über ihre verzweifelten Gesichter. Ihre Augen fiebern. „Helft mir doch!“ brüllt Peter gegen den aufkommenden Wind. Und unaufhaltsam kehrt das Meer zurück. Bald reicht ihnen das Wasser schon bis an die Kniekehlen. Was sollen sie nun tun? Jetzt wird jede Minute, ja jede Sekunde kostbar. Aber die Kette hält unseren Peter fest im Griff. Es geht um Leben oder Tod ...

Spiegelt sich in dieser Begebenheit nicht auch unsere Lebenswirklichkeit wieder? Wir sind der Meinung, wir seien frei, aber in Wirklichkeit sitzen wir in einer Kette gefangen, wie unser Peter. Was uns in der Zeit des Pluralismus und der vielen Optionen als Freiheit begegnet, ist eigentlich nur der klei-

ne Spielraum, der beim Hochheben der Kette entsteht. Aber der Spielraum befreit uns nicht, rettet uns nicht vom Tod. Wir brauchen viel eher eine Freiheit, die befreit.

Angst und Freiheit

Freiheit ist nicht die Summe unserer Möglichkeiten, in dem Sinne: je mehr Möglichkeiten ich habe, je mehr ich tun, sagen, denken, gehen und haben kann, desto freier bin ich. Wer die Möglichkeiten zum Maßstab seiner Freiheit macht, zum Konzept seiner Freiheit, der wird zum Sklaven seiner Möglichkeiten. Hat er keine Möglichkeiten mehr, ist er unfrei. Und so ist die letzte Quelle unserer Unfreiheit die Angst, die Verlust-Angst.

Alle Ängste sind letztlich, so sagt der 1979 verstorbene Münchener Psycho-Analytiker Fritz Riemann in seinem bekannten Werk „Grundformen der Angst“⁴, Verlustängste. Und diese Ängste machen uns unfrei. Wir versuchen zwar mit vielen Abwehrmechanismen, diese Ängste zu verdrängen, mit äußerlichen Freiheitsgebärden die Ängste zu überdecken, aber wir bleiben in der Angst, die Kette hält uns gefangen. Und weil wir in der Angst bleiben, bauen wir eine Abwehr durch Kompensation auf. Wir versuchen durch Haben-Wollen die Verlust-ängste zu kompensieren.

Im Gleichnis vom reichen Kornbauern (Lk, 12,16–21) geht es genau um diesen Sachverhalt:

Der reiche Kornbauer hatte eine große Ernte gemacht und will noch größere Scheunen anbauen. Dagegen ist nichts einzuwenden; denn er muss das viele Getreide unterbringen. Dann aber kommt der entscheidende Fehler des reichen Kornbauern: Und nun hat meine Seele gut ruhen, nun kann ich mich meines Lebens freuen, sagte er. Aber Welch ein Irrtum. „Du Narr!“ sagt Gott zu ihm. Du bekommst deine Seele nicht zur Ruhe, du lebst nicht ohne Angst, dadurch, dass du etwas hast. Du kannst die Angst vor dem Verlust noch so viel kompensieren durch drei Scheunen, durch zehn

Scheunen oder mehr, du wirst deine Angst so nie aus deinem Leben herausbekommen, die Angst, die einen unfrei macht, sondern nur, wenn sich die Einstellung ändert.

Wir sind heute die Menschen mit der größten Freiheit, aber auch mit der größten Angst. Die Freiheitsgeschichte ist auch eine Angstgeschichte. Bis hin, dass wir Angst vor der Freiheit bekommen. Und diese Angst kann der Mensch nicht ertragen. Ein Weg, dieser Angst zu entgehen, ist die Unterwerfung unter höhere Instanzen und Autoritäten und der Drang zur Absicherung. So leben wir in einem Zeitalter der Versicherungen: Sozialversicherungen, Krankenversicherungen, Altersversicherungen, Rentenversicherungen, Hausratsversicherungen und mehr.

Der Mensch kann diese Angst aber nur in den Griff bekommen, wenn die Freiheit eine andere Qualität bekommt. Wenn diese Freiheit von, so sagt Erich Fromm in seinem Buch „Furcht vor der Freiheit“⁵ zu einer Freiheit zu wird. „Wir müssen“, so schreibt er, „eine neue Art von Freiheit erringen, die uns in die Lage versetzt, unser individuelles Selbst zu verwirklichen und zu diesem Selbst und zum Leben Vertrauen zu haben.“⁶

Das ist der entscheidende Punkt. Ein Mehr an äußerer Freiheit, so wichtig sie auch ist, macht uns nicht frei, nicht frei von Ängsten. Mit anderen Worten: Wir sind von der Zunahme unserer Freiheit von Mächten außerhalb unseres Selbst begeistert, sind aber blind für die inneren Zwänge und Ängste, die uns unfrei machen. Daher neigen wir zu der Meinung, es gehe bei dem Problem der Freiheit ausschließlich darum, noch mehr von jener Freiheit zu erwerben, die wir bereits im Verlauf der Geschichte, der Entwicklungs- und Kulturgeschichte gewonnen haben.

Wer hier meint, er wäre frei, ist ein Träumer. Diese äußere Freiheit macht uns nicht wirklich frei. Ohne diese innerliche Dimension der Freiheit, der neuen Qualität von Freiheit, steigt unsere Angst, wie die Angst des an der Kette festgehaltenen Peter in der stetig steigenden Flut.

Befreiung von der Kette

Und wir zerren und zerren an unserer Kette, um uns zu befreien, um frei zu werden: ein noch schnelleres Auto, noch öfter in den Urlaub fahren, noch weiter wegfahren, noch mehr arbeiten, um aufzusteigen und mehr bestimmen zu können, noch mehr erleben in seinem kurzen Leben. Und wir zerren und zerren, kommen aber nicht frei. Wir können nicht alle Möglichkeiten verwirklichen, wir können nicht einfach das machen, was uns Spaß macht, unser Leben ist nicht unsterblich.

Weitermachen oder umkehren? Das scheint zur zentralen Lebensfrage geworden zu sein angesichts unseres Wunsches nach Freiheit. Ja, es geht uns so, wie dem Jungen an der Kette im Wattenmeer.

Peter sitzt in der Kette fest. Und die Flut steigt und steigt. Nun wird alles auf eine Karte gesetzt: so schnell wie möglich an Land und Hilfe holen. Einer der Strandwärter ist es, der am Sonntagabend gegen die Flut ankämpft. Lars und Jürgen haben ihm die Stelle genau beschrieben, wo Peter in der Kette festsetzt. „Gott sei Dank!“ stöhnt Peter, als er den Mann kommen sieht. Jetzt geht es um Minuten, dass die Wogen nicht über ihn hinweg schlagen. Mit einem Ruck befreit der Strandwärter Peter. Aber der Junge bekommt einen Krampf: „Ich kann nicht mehr schwimmen!“ brüllt er gegen den Wind. Der kräftige Mann nimmt Peter auf seine Schultern und kämpft sich gegen das Wasser zurück ans Ufer. Die Flut, die Priele, die Strömung, der Wind ... Die Kräfte lassen schnell nach. Es wird ein harter Kampf.

Als Peter im Krankenhaus aufwacht, steht fest: Gerettet! Aber der Retter? Den Strandwärter konnten die Helfer, die mit einem Boot nachgekommen waren, nur noch tot bergen. Die Wellen und die Nacht waren über ihm zusammengeschlagen.

An dieser Geschichte wird sehr deutlich, wie der Unfreiheit ein Ende gesetzt werden kann. Der Weg zur Freiheit geht immer

durch das Opfer. Die Freiheit von Peter, seine Befreiung erfolgt nur über das Opfer des Strandwärters. Freiheit kann ich nicht selbst produzieren. Es ist zwecklos, Freiheit durch eigene Anstrengung erreichen zu wollen. Paulus schreibt im Galaterbrief, dass Christus uns zur Freiheit befreit hat (Gal 5,1). Wie ist das zu verstehen?

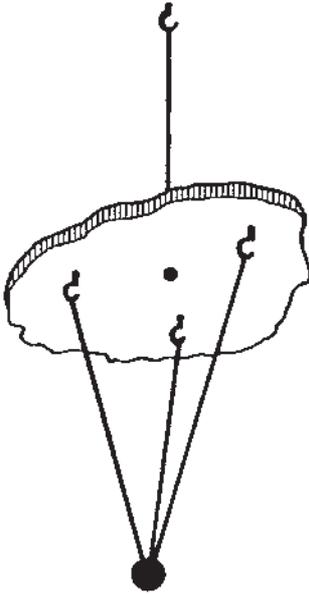
Liebe, die befreit

Freiheit ist nicht die Summe meiner Möglichkeiten, sondern Freiheit hat viel eher etwas damit zu tun, die Möglichkeit zu haben, auf die Möglichkeiten zu verzichten. Auch dieses bedeutet Opfer. D.h. aber nicht auf alle Bedürfnisse zu verzichten. Freiheit hat eine positive Qualität. Freiheit ist nicht der Verzicht um des Verzichts willen, sondern Freiheit ist die Möglichkeit, auf die Möglichkeit zu verzichten. Und diese Möglichkeit, auf die Möglichkeit zu verzichten, bedeutet Lieben. Die Freiheit ist, biblisch gesprochen, das Hineingenommensein in die Liebe Gottes. Dieses kann man an einem Modell verdeutlichen, das anfänglich von dem Tübinger Philosophen Bruno Baron von Freytag-Löringhoff entwickelt wurde.⁷

Das freie Wesen, der Mensch, sei dargestellt durch eine Kugel. Ungebunden müsste sie senkrecht herabfallen. Bindet man sie aber mit einer Schnur an einen Haken an der Decke, so braucht sie nicht mehr zu fallen und kann, angestoßen, in vielen Bahnen pendeln. Die Aufhängung hat sie dazu gleichsam befreit. Würde es ihr nun nützen, noch eine zweite solche Bindung einzugehen? Nein, denn an zwei Haken so aufgehängt könnte sie nur in einer Ebene pendeln und fügte man noch eine dritte Aufhängung hinzu, so könnte sie sich gar nicht bewegen, ohne das mindestens eine Schnur schlaff würde, die entsprechende Bindung also außer Kraft gesetzt wäre.

Jetzt sieht es also so aus, als wäre es für die Freiheit am besten, nur eine einzige Bindung an Höheres einzugehen. Aber wie verträgt es sich dann damit, dass der Mensch in

der heutigen Zeit in einer Fülle von Bindungen steckt, von denen er gar nicht los kommt? Ganze Bindungssysteme umfassen ihn. Wie kann er hier frei werden, ohne sie zu verletzen, d.h. einen Faden durchzutrennen?



Skizze des Modells

Im Modell wäre das nur möglich, wenn man die Decke um die drei Haken heraus-schneidet und dieses ganze Gebilde mit einer einzigen Schnur an die Decke des darüber liegenden Stockwerkes hängt. Jetzt kann sich die Kugel zusammen mit dem ganzen Deckenstück in neuen, recht komplizierten Schwingungen bewegen, und zwar ohne dass ein einziger der Fäden schlaff würde.

Diese oberste Bindung, aus der wir frei leben können, vermögen wir nicht aus eigener Kraft und Einsicht einzunehmen, sie ist uns gegeben. Theologen sprechen hier von Gnade. Die oberste Bindung kann nur Gott sein. Freiheit ist also nur in der Bindung zu Gott möglich. Freiheit hat etwas mit Bindung zu tun. Dieser Bindfaden ist von Gott ausgesehen die Liebe. Eine Liebe, die bindet und damit frei macht.

Freiheit wird gelernt

Und wir Menschen? Wir müssen dieser Bindung vertrauen. Beweisen können wir sie nicht, wir hängen nicht direkt an dieser Bindung. Dieses Vertrauen ist sehr entscheidend. Es geht bei der Liebe um das unbedingte Vertrauen. Das Interessante ist, dass bei einem dreimonatigen Kind dieses Vertrauen instinktiv programmiert ist. Wenn sie ein drei Monate altes Kind von vorne anschauen, dann lächelt es. Es lächelt jeden an, auch eine Pappattrappe. Beim Säugling ist das Vertrauen durch einen Instinkt gesichert. Da aber der Säugling nicht auf der Instinktebene bleibt, sondern sich weiterentwickelt, kommt auch der Zeitpunkt, wo ein Säugling einen Menschen anlächelt, der nicht wieder lächelt. Was nun?

Jetzt konzentriert sich der Säugling auf die Person, die am häufigsten wieder lächelt, und das ist in der Regel die leibliche Mutter. So differenziert er allmählich zwischen bekannt und fremd. Und dann kommt der entscheidende Punkt, wo die Mutter, die in der Regel wieder lächelt, mal nicht lächelt. Schließlich ist auch einer Mutter nicht immer zum Lachen zumute. Nun ist der Kleine total irritiert. In der Weiterentwicklung, so sagen Entwicklungspsychologen, nehmen Kleinkinder, um die Einjährigkeit herum, eine andere Beziehungsebene ein, nämlich weg von der sofortigen Befriedigung (Lächeln – wieder Lächeln) hin zu einer Beziehung der Treue unter dem Motto: Auch wenn meine Mutter nicht lächelt, ist sie dennoch meine Mutter. Das ist eine ganz andere Qualität – eine Qualität der Treue, des Vertrauens: Ich liebe dich auch, wenn du gerade nicht lächelst.

So ein Kleinkind übt diese Treue dadurch, dass es lernt, Frustration zu ertragen. Wir kennen alle das Kuckuck-Spielchen: Das Kind versteckt sich hinter dem Türpfosten, streckt kurz den Kopf hervor und ruft: „Kuckuck!“ und zieht dabei den Kopf wieder weg. Das Kind setzt sich dabei selbst der Frustration aus: wenn ich meine liebe Mutter nicht sehe, ist sie dennoch meine liebe Mutter. Das Kind, auch wenn es die

Mutter nicht sieht, bleibt trotzdem an der Liebe der Mutter gebunden und erliegt nicht der Frustration: auch wenn ich dich nicht sehe, liebe ich dich. Hier hat die Liebe eine neue Dimension erhalten. So muss Liebe zum Nächsten und zu Gott sein, bzw. erst dies ist die richtige Liebe. Und das Einüben dieser Liebesdimension, die letztlich freimacht, da sie bedingungslos ist, das Einüben des Vertrauens können wir in unserer eigenen Entwicklungsgeschichte beobachten. Wir üben sie, weil wir dafür geschaffen sind.

Wenn das Kleinkind festgestellt hat: die Mutter ist auch Mutter, wenn sie nicht lächelt oder da ist, kommt noch einmal eine starke Krise, wenn diese Mutter ein Verbot setzt. Das ist ein enormer Eingriff in die Freiheit, bzw. besser in die Autonomie, denn es ist nur ein Eingriff in die äußere Freiheit. „Lass das jetzt!“ oder: „Nimm dich jetzt zusammen!“

Die Freiheit besteht darin, dass das Kind freiwillig verzichtet auf seinen Impuls, auf sein Streben und dann feststellt, dass die innere Übereinstimmung mit der geliebten Mutter ihm mehr bedeutet als die sofortige Befriedigung seines Impulses. D. h. es verzichtet nicht um des Verzichtes willen oder aus Angst oder aus Bravsein, sondern es verzichtet auf Grund einer Identifikation mit der Mutter, so sagen Entwicklungspsychologen. Es verzichtet auf Grund der Qualität einer neuen Beziehungsebene. Und das führt zur Freiheit. Dazu muss das Kind heranreifen. Danach strebt es von seinem Inneren her.

In Konfrontation mit dem Wunsch der Mutter lernt das Kind zu verzichten auf Grund der Identifikation mit der Mutter. Es bleibt in der inneren Beziehung zur Mutter, identifiziert sich mit dem Wunsch der Mutter und erlebt diese Qualität der inneren Übereinstimmung als eine innerlich befriedigendere als die Erfüllung seiner Wünsche oder die trotzige Durchsetzung seines Impulses.

Innerliche Freiheit

Das ist die innere Dimension der Freiheit. Aber dieser Weg der Befreiung des Men-

schen hin zur wahren Freiheit, das ist in der Entwicklungsgeschichte deutlich geworden, geht nicht ohne Opfer. Diese Freiheit ist nicht einfach da, sie muss heranreifen, wie beim Kind. Und die wahre Freiheit des Menschen, nach der wir suchen, auch das ist deutlich geworden, ist dort, wo unbedingte Liebe und absolutes Vertrauen ist. Wir sagten anfangs, Freiheit ist nicht nur Abwesenheit vom Zwang, sondern mehr. Gleiches gilt auch für die Liebe: Sie ist nicht nur Abwesenheit von Egoismus, sondern mehr. In der inneren Beziehung und im Vertrauen auf die grenzenlose Liebe Gottes und in der Liebe zu uns selbst, zu unseren Mitmenschen und zu unserer Umwelt werden wir wahrhaft frei.

Im Übrigen ist dies auch die Kernaussage der neuesten Enzyklika von Papst Benedikt XVI: DEUS CARITAS EST. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm“ Mit diesen Worten aus dem ersten Johannesbrief (1Joh 4,16) eröffnet der Papst die Enzyklika und hieraus leitet er dann auch die entsprechenden Optionen für die Gottes- und Nächstenliebe und für das Liebestun der Kirche ab.⁸

Frei sind wir Menschen im Wissen um die alles umfassende Liebe Gottes und im Lieben von Mitmenschen und Umwelt. Diese wahre Freiheit des Menschen lässt sich nicht beweisen, sie erweist sich aber selbst.

Unsere Freiheit besteht nicht nur darin, von den Zwängen und Mächten, Gegebenheiten, Bedingungen zu fliehen, sondern sie auf uns zu nehmen und zu bejahen.

Ich vollziehe dann aber Freiheit und werde dann frei, wenn ich fähig bin, alles Sperrige in mir und um mich her zu akzeptieren. Und das kann ich, weil ich mich und alles um mich herum in der Liebe Gotte umfassen weiß.

Der Fliehende ist nicht frei. Die Kette hält den Weglaufenden immer wieder zurück. Frei sein ist die Annahme all dessen, was man ist und was man hat. Indem ich ja zu mir sage, ja zu dem anderen sage und Vertrauen zum Ja Gottes zu uns habe, bin ich frei.

Und der freie Mensch? Für ihn gilt was Augustinus sagte: „Liebet! Ansonsten könnt ihr tun und lassen was ihr wollt!“

Anmerkungen:

- ¹ Arthur Schopenhauer: Über die Freiheit des menschlichen Willens. Zürich 1977.
- ² AaO., 47.
- ³ Vgl. dazu: Eberhard Schockenhoff: Beruht die Willensfreiheit auf einer Illusion? Hirnforschung und Ethik im Dialog. Basel 2004.
- ⁴ Fritz Riemann: Grundformen der Angst. München 1978.
- ⁵ Erich Fromm: Die Furcht vor der Freiheit. Frankfurt 1990.
- ⁶ AaO., 82.
- ⁷ Bruno v. Freytag Löringhoff: Die logische Struktur des Begriffs Freiheit, in: Josef Simon (Hg.): Freiheit. Freiburg, München 1977, 37–53.
- ⁸ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls. Nr.171. Bonn 2006.

Elmar Trapp

Wenn ich „Altenheim“ höre, denke ich an ...

Schlaglichter auf Altenheimseelsorge

„Wenn ich Altenheim höre, denke ich an ...“, so lautete neulich bei einem sog. „Schnuppertag“ für ehrenamtlich in der Altenheimarbeit eines Seelsorgebereichs Engagierte bzw. daran Interessierte ein persönlich zu ergänzender Halbsatz.

Dieser Satz könnte eine persönliche Anfrage für alle sein, die mit dem Leben in einem Altenheim zu tun haben oder einmal haben werden.

Welche Assoziationen verbinde ich selber mit einer solchen Einrichtung? Sind es *einerseits* die eigene Erwartungen an die Zukunft, die Angst vorm Altern, vorm Nachlassen der Kräfte und der geistigen Fähigkeiten, vorm Schwinden der individuellen Lebensmöglichkeiten? Sind es schon gemachte schmerzliche Erfahrungen von Verlust und Grenze, Loslassen und Abschiednehmen in der eigenen Familie? Sind es *andererseits* Zielvorstellungen von selbst bestimmtem Leben, von Würde, gegenseitiger Aufmerksamkeit und Respekt im Alter, von liebevoller Pflege? Ist es die Aussicht auf einen ruhigen Lebensabend? – Auf jeden Fall ist es keine einfache *Gewissenserforschung*. Altenheim steht somit für eine schillernde Lebenswirklichkeit, die oft eine Besorgnis erregende Presse hat.

Unsere herkömmliche Gemeindegemeinschaft ist jedenfalls auf die neu hinzukommenden Gemeindeglieder in einem Seniorenheim nicht vorbereitet.¹ Bewohnerinnen und Bewohner, die in der Regel immer weniger mobil genug sind, um an Veranstaltungen der Gemeinde teilzunehmen, sind auch mit dem gewohnten Verkündigungsstil meist schwer erreichbar.²

Dass langjährige Gemeindemitglieder inzwischen im Heim leben, hat nicht unmittelbare Konsequenzen für den Gemeindealltag. „*Sie sind ja (gut) versorgt*“, ist auch in einem Seelsorgebereich immer wieder zu hören. Die gute (pflegerische) Versorgung alleine reicht aber nicht aus.

Dieser Beitrag möchte unter den gravierend sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen (s. demographischer Wandel, drittes und viertes Alter, demenzielle Erkrankungen) Mut machen, sich auf den Lebens- und Glaubensort Altenheim in neuer Weise einzulassen.

Aus meinem Blickwinkel als Altenheim-Seelsorger möchte ich mich quasi *narrativ* dem Thema nähern, und den Blickwinkel ganz im Sinne eines Credo von „menschlicher Seelsorge“ erweitern.³

Ich möchte mich in diesem Beitrag schlaglichtartig den Personengruppen zuwenden, die mögliche Zielgruppen im Rahmen von Regionaler Altenheimseelsorge sind.⁴

„Ich könnte ein Buch schreiben ...“

Bewohner(innen) und ihre Lebensgeschichten

Schon als Kind und Jugendlicher fand ich es äußerst spannend, alte Geschichten in der Großfamilie erzählt zu bekommen. Bei meinen regelmäßigen Besuchen im Altenheim erlebe ich auch derzeit Bewohnerinnen und Bewohner als lebende Geschichtsbücher. „*Ich könnte ein Buch schreiben ...*“ sagte mir neulich eine neu zugezogene Bewohnerin in einem Wohnbereich.

Manche Zimmer im Heim sind Ausdruck dieses (Lebens)-Buches. Sie sind liebevoll mit privatem Fotomaterial und anderen Erinnerungen bestückt. Ganze Stammbäume sind zu bewundern und gleichzeitig auch gute Hilfe für den (fremden) Besuch als Einstieg für ein Gespräch bzw. überhaupt für die Kontaktaufnahme, gerade auch dann, wenn der oder die Besuchte sich nicht mehr so gut verständlich machen kann.

Biographischen Ereignissen Rechnung zu tragen, ist nicht nur bei demenziell veränderten Bewohnern der Schlüssel für eine Begegnung.⁵ Die Herausforderung, die Biographiearbeit darstellt, wird mir immer wieder deutlich, wenn ich für den Erzähler sehr belastende und gar traumatisierende Kriegserinnerungen in Bruchstücken erzählt bekomme.

Übergehe ich als Seelsorger solche „heißen Themen“ oder frage ich gezielt nach? Nehme ich mir bei einer solchen Gelegenheit noch sensibler Zeit für eine wirkliche Begegnung?

Auffällig ist bei vielen Bewohnern, ob verwirrt oder nicht, der große Vorrat an Redewendungen und der vielfache Gebrauch von Allgemeinplätzen.

Diese Sätze erlebe ich wie ein Gerüst für die Betroffenen, an denen sie sich entlang orientieren.⁶ Es scheint mir, dass sie benutzt werden, um sich selber Trost für die eigene Situation und die Gebrechlichkeit zu spenden, um Sinnzusammenhänge für ein Leben voller Höhen und Tiefen zu bekommen.

Folgende stereotypen Sätze konnte ich nur an *einem* Vormittag in einer Einrichtung von verschiedenen Bewohner(inne)n hören:

„Wir hatten ein schweres Leben, aber es hat (irgendwie) gegangen.“

„Man kriegt im Leben nichts geschenkt!“

„Man muss nicht undankbar sein.“

„Jeder hat sein Wehwehchen.“

„Unkraut vergeht nicht!“

„Ich habe nie geklagt!“

Diese stereotypen Formulierungen oben sind so etwas wie Trittbretter, um mit Menschen in Berührung zu kommen. Es sind Angebote, als Kommunikationspartner selber Stellung zu beziehen. Gelingt mir das?

Wie gehe ich also mit dem mir mitgeteiltem Schatz des Erlebten um? Bin ich hier als derjenige, der meint zu verkündigen, sprachlos? Höre ich einfach zu? Wie zeige ich jemand, dass ich ihn verstanden habe? Wie gehe ich damit um, das Ausgedrückte nicht zu verstehen?

Als Seelsorger versuche ich der Klage und dem Dank, der Hoffnung, und dem Vertrauen, dem Schmerz und der Unsicherheit Raum zu geben, auch einmal alte Verhaltensmuster zu benennen, die es vielleicht gilt aufzuweichen,

eben Horizonte im Sinne von Seelsorge zu erweitern.

Auch ich könnte Bücher schreiben von bereichernden Begegnungen: Ich denke an die Frau, die, im Sterben liegend, mir ihre schwere Lebensgeschichte andeutet. Sie hätte ob ihrer Historie allen Grund verzweifelt zu sein. Sie ist es nicht. „Er hilft weiter“, sagt sie mit fester Stimme. „... Normalerweise hat der uns weitergeführt“, erzählt sie so von ihrem Glauben.

Gerade bei demenziell veränderten Menschen ist es eine besondere Herausforderung, eine „Einflugschneise“ für eine gelungene Begegnung zu bekommen. Sie wird mir aber meistens quasi geliefert: Mit etwas Aufmerksamkeit ergeben sich viele Anknüpfungspunkte: Zum Beispiel nicht einfach nach einem Gruß weitergehen, sondern neben einer älteren Dame, die im Flur permanent auf und ab geht, einmal stehen bleiben. Das war so eine Gelegenheit. Sie blieb auch stehen und strahlte mich an. In der Sitzecke angelangt, erzählte sie mir dann in monologischen Äußerungen, ohne dass ich selber in die Verlegenheit kam, antworten zu müssen. „Die gehen alle zu Fuß... Es ist schön so was. Das ist gut so ... Das gefällt ihr ... Wir haben das geschafft. Da kennen die gar nichts ... Ich hoffe es. *(kurze Pause)* Ist doch egal. ... Die kommen alle wieder ... Die sind alle lieb. *(Pause)* Ich will den aber gar nicht haben. Ich habe den viel lieber. *(in kurzer Abfolge!)* Ist schön mit dem. Der kommt auch. Dann ist er wenigstens dabei.“ – Ich will nicht behaupten, dass ich wirklich verstanden habe, was diese Frau mir sagen wollte. Sicherlich würde ich gerne den Zusammenhang herausbekommen. Aber eine Erklärung zu dem Gesagten verlange ich von der Frau nicht. Ich bin einfach nur da!

Ich bin mir, aus dem freudigen Strahlen der älteren Dame sicher, dass sie *selber* in dem Moment *angekommen* ist, mit dem, was ihr gerade wichtig war, und das musste uns damals für den Moment genügen, nicht mehr, aber auch nicht weniger ...

Mir fallen noch mehr solcher Treffen ein, die mich zwar ratlos zurücklassen, bei denen ich aber das sichere Gefühl habe, dass hier

Begegnung, letztlich Seelsorge passiert ist, ohne bewusst auf das gesetzt zu haben, was Naomie Feil mit Validation⁷ meint. Im Ganzen blieb und bleibt mir verborgen, was bei meiner „Kommunikationspartnerin“ angekommen ist.

„Das schlechte Gewissen ist allgegenwärtig“

Angehörige und die Schuldthematik

Während der nachmittäglichen Kaffeerunde in der Cafeteria trifft man sie bei ihren Lieben, bei den Festen im Haus sowieso und auch zwischendurch – die Angehörigen. Von manchen Einrichtungen⁸ höre ich jedoch auch, dass die Bewohner(innen) in der Nähe kaum noch Familie haben bzw. kaum noch von diesen besucht werden können. Sicherlich können Angehörige nicht an der „Taktzahl“ ihrer Besuche bewertet werden.⁹

Die Institutionalisierung von Kontakten zwischen Pflege, letztlich auch der Hausleitung, soweit sie das bei der Größe der Einrichtung leisten kann, und Angehörigen sind ein wichtiges Kriterium für das Qualitätsmanagement eines Hauses. Sie sind mitunter Chefsache.¹⁰ In einzelnen Einrichtungen kümmert sich daher eine bestimmte Person, z.B. ein Mitarbeiter bzw. eine Mitarbeiterin des Sozialdienstes, gerade in der Phase des Einzuges und der Eingewöhnung auch um die Angehörigen des neuen Bewohners bzw. der neuen Bewohnerin.

Ein Weiteres springt bei meinen unterschiedlichsten Besuchen in den Altenheimen im Oberbergischen ins Auge: Angehörigenabende (meistens finden sie zwei Mal jährlich statt) erfreuen sich nicht gerade größter Beliebtheit bei den Betroffenen. In einigen Einrichtungen wird versucht, durch das Aufgreifen von thematisch noch besonders brisanten Feldern wie z.B. „Umgang mit Demenz“ oder „Vorsorgevollmacht/Patientenverfügung“ das Interesse an den Treffen zu steigern, um Kontakt herzustellen und auszubauen sowie Informationen weitergeben zu können. „*Es sind doch immer die gleichen vier, die kommen*“, berichtete zuletzt ein

Heimleiter erkennbar frustriert. Von seelsorglich-religiösen Themen habe ich bei solchen Gelegenheiten bislang noch überhaupt nichts gehört. Und immer wieder ist zu vernehmen, dass es trotz solcher Veranstaltungen an der Schnittstelle Pflege/Angehörigenbetreuung in Einzelfällen „knirscht“. Und hier sind es nicht nur Informationsdefizite die Ursache. Ein Heimbeirat mit Mitgliedern aus dem Angehörigenkreis kann dabei nur begrenzt weiterhelfen.

Was führt dazu? Viele Äußerungen bei meinen Besuchen vor Ort gehen dahin, dass es pflegenden Familien, wenn sie es sich finanziell überhaupt leisten können, oft schwer fällt, den Schritt ins Altenheim zu begleiten bzw. zu fördern. *„Was werden die Nachbarn sagen? – Wir schieben N.N. ... ins Heim ab ... Nein, wie kann ich verantworten, nicht das zurückzugeben, was mir selber lange genug selbst zuteil wurde? Wohin mit Oma, Opa, Vater, Mutter, Tante?“* – Wer gesteht sich außerdem selber ein, dass er zuhause mit der Pflege überfordert ist¹¹, obwohl man doch der/dem Angehörigen ein langes Leben zuhause ermöglichen würde.

Ich verstehe es als eine zentrale Aufgabe von Seelsorge vor Ort, bei diesen Nöten anzusetzen, sowie Wege und Horizonte aufzuzeigen, Gesprächsmöglichkeiten zu eröffnen, Kontakte und Zugang zu Hilfen herzustellen?

„Dann muss es das Haus aber 150% bringen“, auch dieser Satz Angehöriger wurde mir gegenüber bereits mehrfach zitiert. Alles *schlechte Gewissen* wird, nach erfolgter Heimunterbringung, fortan in die Einrichtung projiziert. Klar, dass es da nicht gut ankommt, wenn Morgenwäsche und Essen vermeintlich nicht *pünktlich* waren.¹² Aber wer kennt ausreichend die notwendigen Abläufe in einem Heim und kann sie mit den Bedürfnissen des Bewohners tatsächlich zusammenbringen?

Als mögliche Grundpfeiler einer zufriedenstellenden Angehörigenarbeit werden in manchen Einrichtungen eine standardisierte Bewohneraufnahme, ein Bezugspflegekonzept und größtmögliche Transparenz im Hinblick auf die Versorgungssituation bei regelmäßigen Pflegevisiten versucht. Das Angebot der Angehörigen- und Betreuerabende als Forum

für Neuerungen, gesetzliche Bestimmungen, Anregungen, Selbstbeteiligung und eigene Initiativen wurde ebenfalls bereits angesprochen.

Festzuhalten bleibt, dass die Zufriedenheit von Angehörigen und Pflegepersonal auf jeden Fall einen positiven Einfluss auf die Qualität der Versorgung und die Betreuung der zu Pflegenden hat. Nicht zuletzt wirkt sich auch die von zufriedenen Angehörigen geäußerte Anerkennung immer motivierend auf die Pflegekräfte aus.¹³

„Wo ist die Seele jetzt?“

Mitarbeiterinnen und Tabus

Die Verweildauer der Bewohnerinnen und Bewohner wird immer kürzer und eine gut zu leistende Pflege in den Häusern rückt immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses.

Was bedeutet dies für die Emotionen der Angestellten, die im Laufe eines Jahres zwischen einem Drittel und der Hälfte der Bewohner verlieren? Oft ergeben sich Gespräche unmittelbar nach dem Tod eines Bewohners in der Pause einer *Schicht*, weniger, aufgrund der zeitlichen Enge, in einer Übergabe, noch mehr, manchmal ganz überraschend bei Gesprächen *auf dem Flur*.¹⁴

Hilfreich ist mir auch eine Umfrage, die ich in den letzten Wochen in einem Haus durchführen konnte.¹⁵

Auf die Frage *„Sie erleben öfter am Arbeitsplatz, dass ihnen ganz vertraute, manchmal lieb gewordene Menschen sterben: Welche Impulse kommen ihnen dann in der Regel ganz spontan (!) in den Sinn?“* kamen differenzierte Antworten wie: *„Erlöst, manchmal auch (das Gefühl) selber verlassen worden zu sein“*, *„Trauer“*. – *„Er oder sie hat es geschafft. Ich glaube daran, dass dieses Leben eine Durchgangsstation ist. Es geht für mich auf einer anderen Ebene weiter“*, war eine Antwort. Eine andere Mitarbeiterin schreibt: *„Manchmal schrecklich, manchmal erleichternd und schön, manchmal traurig – es kommt auf das ‚Sterben‘ an“*.

Für eine andere Pflegekraft bleiben ein paar offene Fragen: *„Vom Leiden erlöst ... War die*

Person alleine, ist sie begleitet worden? Wie geht es den Angehörigen?“

Spirituellen Halt lässt die folgende Antwort vermuten: „Ich empfinde Mitgefühl aber auch Vertrauen in Gott (...).“

Mindestens ein Besinnungstag könnte thematisch mit der Reaktion einer Mitarbeiterin auf das Sterben eines Bewohners gefüllt werden: „Wo ist die Seele jetzt? Fühlt sie/er sich (jetzt) besser bzw. (hat er/sie) jetzt Frieden? Gibt es den Himmel?“

Als Seelsorger frage ich mich: Wo sind im mitunter hektischen Altenheimalltag Gelegenheiten, solche „Steilvorlage“ aufzugreifen, um tatsächlich „von der Hoffnung zu erzählen, die uns erfüllt“ (vgl. 1 Petr 3,15)?

Interessante Ergebnisse lieferten auch die Antworten auf die Frage: „Was (...) bringt sie immer wieder an ihre persönlichen Grenzen?“ Von tendenziell wenigen Mitarbeiter(inne)n wurde diese Frage mit dem Thema „Tod und Sterben“ in Verbindung gebracht. Eher wurden hier (unflexible) Kolleginnen, Zeitdruck, Ungeduld und Unverständnis der Bewohner(innen) genannt, die allgemein Stress verursachen.

Es gibt jedoch auch Mitarbeiter(innen), die (vielleicht im Schutz der Anonymität) zugeben, dass sich „quälende und selber aufgebende Bewohner“ sie an die eigenen Grenzen bringen können: Es fällt ihnen schwer, die „eigene Hilf- und Machtlosigkeit zu erkennen“.

Auf meine in diesem Kontext immer wieder gestellte Frage nach Sterbebegleitung und Trauerarbeit reklamieren die meisten Leiter(innen) von Altenheimen sehr individuelle Regelungen für ihre Einrichtung. Dies kann manchmal beinahe den Eindruck entstehen lassen, dass sich hinter diesem „individuell“ die Aufforderung versteckt, dass dies jede(r) *bitteschön* mit sich selbst auszutragen habe. Hier hätten Supervision¹⁶ und regelmäßige kollegiale Beratung, z.B. in den regelmäßigen Wohnbereichs- und Teambesprechungen ihren Ort und ihre Berechtigung.

„Seelsorge“ taucht explizit aber bei meinen Nachfragen während der Besuche in den Einrichtungen, in unmittelbarer Begegnung mit dem Tod, maximal noch mit der „rechtzeitig“ gespendeten Krankensalbung, sonst aber unmittelbar gar nicht auf.

Können wir so in dieser uns zugeschriebenen Rolle unserer Verantwortung als Fachleute der begleitenden Sorge für alle Betroffenen, aller *vom Tode Gezeichneten* gerecht werden?

Wo erlauben wir es uns, diese Themen offensiv zu besetzen, sowie Hilfen und Rüstzeug mit an die Hand zu geben?

Ein paar Hilfen könnten hier vielleicht auch die Antworten im Rahmen meiner Umfrage unter folgenden Fragestellungen bieten:

„Wie erleben sie für sich generell den Umgang mit Sterben und Tod, Abschied und Trauer?“

Die Mitarbeiterinnen wünschen sich in diesem Zusammenhang nicht mehr, aber auch nicht weniger als gute Gespräche, Zeit und Vertrauenspersonen (z.B. auch in der eigenen Familie), denen sie ihr Herz ausschütten können.

„Die kennen alle meinen Namen“

Die Freude Ehrenamtlicher an ihrem Tun

An dem zu Beginn erwähnten „Schnupper-tag“ ging es darum, schon im Altenheim Aktive zu unterstützen und weiterhin zu motivieren, aber auch Interessierten den möglichen Gewinn am eigenen ehrenamtlichen Engagement vor Augen zu führen, sowie Kontakte zu knüpfen.

Es zeigte sich, dass sich die anwesenden Ehrenamtlichen durchweg sinnvoll eingesetzt fühlen. Sie seien da im Einsatz, wo „manche Einsamkeit zu erleben“ ist. Sie bekommen von den Bewohnern gespiegelt, dass sie sich „dermaßen freuen“. „Die kennen alle meinen Namen“, bringt es eine Ehrenamtliche auf den Punkt. „Es sind die kleine Dinge, die zählen, wie eine zärtliche Berührung, die glücklich macht“, sagt eine Andere. Bei fast allen Freiwilligen zeigt sich, dass sie aus ihrem

ehrenamtlichen Engagement für sich selbst viel lernen.

Einige Ehrenamtliche reizt es, sich mit ihrem Engagement im Altenheim auf für sie neue Felder einzulassen. Sie wissen aber auch, wie anspruchsvoll ihr Dienst mitunter sein kann. Deswegen ist eine Teilnehmerin, rückblickend auf ihr Engagement in einem anderen Haus, ehrlich genug zu sagen, dass sie gerne für sich mehr „Anleitung“ gewünscht hätte.

Damit Ehrenamt im Altenheim wirklich gelingen kann, braucht es mehr als die Zusage: „Wir sind eine offenes Haus“:¹⁷

Neben den *persönlichen* Kompetenzen der Engagierten, wie Einfühlungsvermögen, Verlässlichkeit, der Fähigkeit zuzuhören, der Freude an menschlichen Kontakten, der psychischen Belastbarkeit, der Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der eigenen Person und zur Zusammenarbeit mit anderen, gibt es auch eine Reihe *struktureller* Vorgaben, die zu berücksichtigen sind:

Eine Einrichtung, die ehrenamtliches Engagement tatsächlich möchte, ist selber aufgefordert, durch personales Angebot Ehrenamt auf Dauer zu ermöglichen (Stichwort Freiwilligenmanager). Ehrenamtliche dürfen keine „Lückenbüßer“ für fehlendes Personal sein. Es braucht eine klare Beschreibung und eine Begrenzung der Aufgaben. Finanzmittel müssen fürs Ehrenamt¹⁸ auch zur Verfügung stehen. Qualitätsangebote und Fortbildung (auch für gemischte Gruppen), ein regelmäßiger Austausch und fachliche Begleitung sollen gewährleistet sein. Rechte und Pflichten (z.B. Verschwiegenheit) sollen offen gelegt werden.

All dies kann dabei helfen, dass hoch motivierte Freiwillige, zur Verlebendigung eines Altenheimes beitragen.

Albert Schweitzer hat es einmal folgendermaßen gebündelt:

„(...) Tut die Augen auf und sucht, wo ein Mensch ein bisschen Zeit, ein bisschen Teilnahme, ein bisschen Gesellschaft, ein bisschen Fürsorge braucht. (...) Lass dich nicht abschrecken, wenn du warten oder experimentieren musst, auch auf Enttäuschungen sei gefasst, aber lass dir dein Nebenamt, in

dem du dich als Mensch am Menschen ausgibst, nicht entgehen.“¹⁹

„Nicht nur den Mantel, das Leben teilen“

Ratschläge eines Bewohners im Altenheim

Wenn ich eigene Erfahrungen und aktuelle Veröffentlichungen über „Leben im Alter“ zu bündeln versuche, lassen sich anhand dessen abschließend folgende fiktive „Merksätze“ und Wünsche aus der Sicht einer Heimbewohnerin / eines Heimbewohners vorstellen:²¹

1. Denke daran: Es gibt unterschiedlichste Frau und Männer, auch im Altenheim. Lass nicht zu, dass *im Alter* einander angeglichen wird. Ältere Menschen bleiben Individuen und Erwachsene.²²
2. Älterwerden entspricht grundsätzlich auch neuen Lebensmöglichkeiten. Ich bin auf der Spur für ein erfülltes Leben. Auch Du kannst mir dabei helfen.
3. Dass ich alt bin, heißt noch lange nicht, dass ich religiös oder gar fromm wäre. Möglicherweise kann ich fortführen, was ich begonnen habe, vielleicht bin ich offen für Neues.
4. Meinen Körper zu pflegen ist wichtig, aber die Sorge um mich ist ganzheitlich zu sehen. Meine Seele braucht genauso ein *Zuhause*.
5. Mein Leben hat für mich eine Aufgabe und einen Wert. Es ist unersetzbar und einmalig. Meine Lebensgeschichte hängt mir nach und geht mir gleichzeitig voraus. Ich reife und nehme Abschied.
6. Ich möchte nicht, dass man mich, was meinen körperlichen Zustand angeht, an der Nase herumführt.
7. Was meinen *Übergang* angeht, möchte ich so lange wie möglich selber „frei“ entscheiden können, zumindest aber die Sicherheit haben, dass in „meinem Sinne“ gehandelt wird.
8. Auch ich suche nach einem bleibenden Sinn in meinem Leben. Ich lege Rechen-schaft ab, ziehe Bilanz über mein Leben.

- Gerade dann, wenn ich verwirrt, desorientiert und ängstlich wirke, bin ich auf der Suche nach meinen Erinnerungen. Ich verarbeite immer noch Dinge aus der Vergangenheit. Dann freue ich mich, wenn mir jemand dabei Stütze ist.
9. Manches in meinem Leben wird unbewältigt bleiben, manchen Menschen werde ich etwas schuldig bleiben. Ich wünsche mir und diesen anderen die notwendige Gelassenheit, damit Versöhnung möglich wird.
 10. Mit diversen belastenden *Geschichten* möchte ich mich nicht mehr beschäftigen. Das bitte ich zu respektieren.
 11. Es wird mir bewusst, dass mein Bedürfnis nach Zuneigung und Zärtlichkeit sehr unterschiedlich da ist, aber es ist da. Auch dafür wünsche ich mir Respekt. Bei allem wird mir klar: Das, was mir bei allen Einschränkung in meinem Leben geblieben ist, sind meine Beziehungen und die Sehnsucht, gelungene Beziehungen zu leben.
 12. Jetzt muss ich lernen, mehr zu empfangen, als zu geben. Ich fühle mich dabei manchmal hilflos wie ein Kind.
 13. Es ist (m)eine Lebensaufgabe, darauf zu vertrauen, dass mein Weg etwas mit Führung und Fügung zu tun hat.
 14. Das Haus, in dem ich nun lebe, ist für unterschiedlichste Menschen ein Ort, an dem wir miteinander das Leben teilen.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Felicitas Muntanjohl: Ich will euch tragen bis zum Alter hin. Gottesdienste, Rituale und Besuche in Pflegeheimen. Gütersloh 2005, 7–10.
- ² In der Regel „antwortet Gemeinde“ mit einem zusätzlichen Angebot von „normalen“ Gottesdiensten der Seelsorger in den Einrichtungen, gelegentlich ergänzt durch Einzelbesuche z. B. zur Krankenkommunion und Krankensalbung. Besondere Angebote für hörbehinderte und demenziell veränderte Bewohner(innen) sind sehr selten. Dass die wöchentlichen Pfarrnachrichten und der vierteljährliche Pfarrbrief ins Heim gebracht werden, ist sicherlich ein gut gemeinter Versuch, den Kontakt zwischen Einrichtung und Pfarrei für Neuzugezogene aufzunehmen oder für Alteingesessene zu halten.
- ³ „Mit Menschen so im Gespräch sein, dass sie sich nicht nur verstanden fühlen, sondern das Miteinander auch als Infragestellen und Weiterdenken erleben, darum geht es in der Seelsorge“: Ernst Kleucker: Seelsorgliche Begleitung alter Menschen. (Hrsg. Fachkonvent für Seelsorge im Krankenhaus) Berlin 1998, 7.
- ⁴ Im Rahmen der Altenheimseelsorge in Kreis- und Stadtdekanaten im Erzbistum Köln widmen wir uns den Bewohnerinnen und Bewohnern der Einrichtungen, den Ehrenamtlichen, den Mitarbeiter/innen, den Angehörigen und letztlich den Seelsorgern vor Ort.
- ⁵ Vgl. Margarete Köhler, Thomas Schelzky: Altersverwirrte verstehen – Szenen (Hrsg. Fachkonvent für Seelsorge im Krankenhaus). Berlin 1999.
- ⁶ Heutzutage weiß man, dass bei Demenzkranken dieses Muster des „Konfabulierens“ existiert, um die eigene Unsicherheit und Orientierungslosigkeit zu überspielen und zu vertuschen. Vgl. Naomie Feil: Validation. Ein Weg zum Verständnis verwirrter alter Menschen. München 2005.
- ⁷ Vgl. z. B. Naomi Feil: Ausbruch in die Menschenwürde. Wien 1993.
- ⁸ Überwiegend von denen, die in Häusern für psychisch veränderte Menschen leben.
- ⁹ Eine Pflegekraft berichtete mir einmal in einem Altenheim, das ich regelmäßig besuchte, als ich etwas entsetzt über den fehlenden Besuch bei einer älteren Dame war, man könne eben nicht beurteilen, was in der konkreten Familie in der Vergangenheit vorgefallen und deswegen übrig geblieben sei.
- ¹⁰ Vgl. Altenheim. Zeitschrift für das Altenhilfe-Management. 12/2004, 20f.
- ¹¹ „Da hol ich mir lieber eine Polin“ ist in dieser Region schon das geflügelte Wort für eine osteuropäische Hilfe, die man sich, mehr oder minder ille-

gal aber kostengünstig und rund um die Uhr ins Haus holt.

- ¹² Natürlich soll nicht geleugnet werden, dass von manchen Mangelsituationen in Heimen berichtet werden kann: Peer Juhnke konnte das als Arzt und als Sohn von Harald Juhnke in Sabine Christiansens Talkshow am 12.11.06 aus erster Hand tun und bewertete die Pflege seines Vaters als wörtlich „suboptimal“.
- ¹³ Vgl. *Altenheim. Zeitschrift für das Altenhilfe-Management*, 122004, 20 f.
- ¹⁴ Auf Zukunft hin soll das gezielt möglich sein bei diversen „Auszeiten“ für Mitarbeitende.
- ¹⁵ Die Umfrage sollte helfen „Angebote für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Altenheim im Rahmen der Altenheimseelsorge“ zu entwickeln.
- ¹⁶ In vielen Fällen ist Supervision aus finanziellen Gründen gar nicht bzw. nicht mehr möglich.
- ¹⁷ Bei keinem Besuch in den Altenheimen in der Region Oberbergischer Kreis wäre Ehrenamtliches Engagement nicht „massiv erwünscht“ gewesen. Konzepte zur Umsetzung fehlen jedoch in der Regel. Die CBT (– Caritas Betriebsführungs- und Trägergesellschaft) hat Konzepte für ehrenamtliches Engagement. Vgl. CBT Ehrenamt. Ehrensache. Köln 1998.
- ¹⁸ Hier sind nicht nur Sachleistungen und Versicherungsschutz, sondern auch die Arbeitszeit hauptberuflicher Mitarbeiter(innen) zu rechnen, die für die Begleitung der Ehrenamtlichen zur Verfügung stehen.
- ¹⁹ CBT: Ehrenamt. Ehrensache, 3.
- ²⁰ So lautete vor einiger Zeit der Titel der von mir initiierten und mittlerweile regelmäßig stattfindenden Gesprächsrunde „Über Gott und die Welt“ in dem Altenheim, in dem ich als Seelsorger tätig bin.
- ²¹ Vgl. einen Impuls für das Heilige Jahr 2000: Die deutschen Bischöfe 23 (Pastoralkommission): *Dem Leben auf der Spur. Einsichten und Hilfen beim Älterwerden*. Bonn 2000.
- ²² Vgl. Andreas Wittrahm: *Unterwegs zu einem „Erwachsenen Glauben“*. Glaubensentwicklung in der zweiten Lebenshälfte und pastorale Konsequenzen, in: *Pastoralblatt* 11/2006, 334–340.

Theo Paul

Wohl dem, der sich des Schwachen annimmt ...

zur Zeit des Unheils wird der Herr ihn
retten (Ps 41,2)

*Reflexionen über Armut in unserer
Gesellschaft*

I. Notwendigkeit einer Neudefinition von Armut

Aktuelle Nachrichten, Berichte und Studien belegen: Wir sind keineswegs dabei, Armut in unserer insgesamt reichen Gesellschaft zu überwinden, sondern Armut besteht fort, verfestigt sich und nimmt sogar in erschreckendem Maße zu. Die öffentlichen Debatten und auch viele Studien fokussieren sich weitgehend auf Menschen mit einem weit unterdurchschnittlichen Einkommen, das heißt geringen materiellen Ressourcen. Basierend auf dem Prinzip der Verteilungsgerechtigkeit, wird dabei auch schnell der Ruf nach zusätzlichen staatlichen Transferleistungen laut, die das Problem lösen sollen. Eine solche Reduktion wird der Situation jedoch nicht gerecht, da das Gesicht von Armut vielfältig, die Realität komplex und vielschichtig ist. Materielle Armut existiert weiterhin, es gibt viel zu viele Menschen in unserem Land, die kaum das Nötigste zum Leben haben. Dies darf nicht schön geredet oder nivelliert werden. Vielmehr muss der Blick geweitet werden auf unterschiedliche Facetten sowie Ursachen und Wechselwirkungen. Eine existenzielle Grundsicherung, wie sie in unserem Sozialstaat weitgehend gewährleistet ist, reicht bei weitem nicht aus.

Neben den alten Aufteilungen zwischen Arm und Reich, unterschiedlichen Klassen bzw. Schichten erleben wir heute neue Spaltungen:

missglückte Integration und kulturelle Abschottung von Migranten, Zerfall von alten Solidaritätsformen, erhebliche Belastungen von Familien, Generationenkonflikte ganz neuer Art, Fragen nach Geschlechtergerechtigkeit, kulturelle Abgrenzungen in den Massenmedien etc. Darüber hinaus sind immer mehr Menschen in unserer Leistungsgesellschaft einem enormen Druck an ihrem Arbeitsplatz bzw. im Kampf um einen Arbeitsplatz ausgesetzt. Immer neue Anforderungen, Effizienzsteigerungen, der Druck der Globalisierung etc. schaffen Gewinner und Verlierer. Längst hat die Angst vor Arbeitslosigkeit und damit vor einem gesellschaftlichen Abstieg weite Teile der Bevölkerung erfasst. Für viele junge Menschen erscheint der Start in das Berufsleben schier unmöglich; verbunden damit ist das beklemmende Gefühl, nicht gebraucht zu werden.

Vor diesem Hintergrund tauchen immer neue Begriffe auf in dem Versuch, Armut, dieses alt-neue Phänomen, zu beschreiben und zu fassen: Unterschicht, Prekariat, sozial benachteiligte Milieus, Deklassierte, Neue Arme usw. Zuweilen erschöpft sich die Debatte in der Diskussion über die richtigen Worte, statt die dahinter stehenden gesellschaftlichen Probleme offensiv anzugehen.

II. Theologische Sicht des Menschen

Orientierung und Maßstab für unsere Reflexion über Armut muss stets das christliche Menschenbild sein. Jeder Mensch besitzt als Geschöpf Gottes – geschaffen als Abbild Gottes – eine einmalige, unveräußerliche Würde. Diese kann ihm nicht genommen werden, nicht durch Erwerbslosigkeit oder Krankheit, nicht durch ein Leben außerhalb der gesellschaftlichen Norm oder auf der Straße, nicht durch Sucht oder Einsamkeit. Vielmehr ist es unsere Aufgabe, die Würde aller Menschen zu achten und vor Verletzungen zu schützen.

Allerdings ist die ursprüngliche Schöpfungsordnung gebrochen, so dass wir in einem beständigen Spannungsfeld leben. Jeder

Mensch, ja wir alle sind arm, abhängig von anderen, (der Liebe) bedürftig; gleichzeitig sind wir alle reich, beschenkt und begabt. Wir alle sind begrenzt, beschränkt, versehrt, verletzlich; gleichzeitig sind wir alle trotz unserer Beschränktheit angenommen, bedingungslos geliebt, erlöst. In Tod und Auferstehung Christi ist unsere Beschränktheit erhöht. Es ist heilsam, uns stets unserer eigenen Bedürftigkeit bewusst zu sein, wenn wir uns dem Anderen, dem Schwachen, dem Armen zuwenden.

Da wir von Gott geliebt sind, können wir unsere eigene Begrenztheit und Endlichkeit annehmen und dadurch frei werden vom Streben nach immer mehr Macht und Besitz. Das öffnet den Blick auf den Anderen und fordert uns heraus, Verantwortung für uns und andere zu übernehmen. Als Antwort auf die Liebe Gottes zu uns wächst in uns die Liebe zu Gott und zum Nächsten. Die Erlösung durch den Kreuzestod Christi schenkt uns die Möglichkeit, trotz unserer eigenen Gebrochenheit an einer verantwortlichen Gestaltung der Welt mitzuwirken. Aus ihr erwächst auch der Auftrag einer Mitsorge für unsere Mitmenschen und alle Geschöpfe.

III. Verschiedene Facetten von Armut

Um uns ein Bild von der Vielfältigkeit und Vielschichtigkeit von Armut in unserer Gesellschaft zu machen, müssen wir die verschiedenen Aspekte sowie deren Ursachen und Auswirkungen in den Blick nehmen.

Ökonomische Faktoren stehen weiterhin an oberster Stelle, da der Mangel an materiellen Ressourcen die Hauptursache für den Ausschluss von einer gleichberechtigten Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ist. Bei der Analyse der Ursachen wiederum muss zuallererst die Arbeitslosigkeit genannt werden. Der Ausschluss vom Erwerbsleben führt zum Verlust von Identität und Selbstachtung und erschwert die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Folglich verfestigt die lang anhaltende Massenarbeitslosigkeit Armut und Marginalisierung in unserem Land. Ein geringfügiger Rückgang der Arbeitslosenzahlen darf nicht

darüber hinweg täuschen, dass es sich hierbei weniger um ein individuelles als um ein strukturelles Problem handelt, das jedoch den Einzelnen trifft. Zum einen gibt es nicht genügend Arbeitsplätze in unserem Land, zum anderen haben viele Menschen de facto keine Chance auf eine Anstellung auf dem ersten Arbeitsmarkt, da sie dort nicht mithalten können. In diesem Zusammenhang spielt die Ausbildung als Grundvoraussetzung eine zentrale Rolle. Gering qualifizierte Personen haben die größten Schwierigkeiten, einen Arbeitsplatz zu finden oder zu behalten. Gleichzeitig führen die gestiegenen Anforderungen im Erwerbsleben zu einer zunehmenden Aufteilung in Gewinner (diejenigen, die gebraucht werden) und Verlierer (diejenigen, die nicht mithalten können). Der Wert eines Menschen definiert sich in erster Linie über seine Leistung. Das macht Menschen sowohl körperlich als auch psychisch krank.

Zu den wesentlichen Faktoren zählt auch Krankheit. Alle Studien belegen: Armut macht krank. Die Umkehrung gilt aber auch: Krankheit macht arm, insbesondere chronische und psychische Erkrankungen. Armut spiegelt sich auch in ungesicherten, schlechten und beengten Wohnverhältnissen wider. Die verschiedenen Gesichter von Armut ballen sich zunehmend in Problemvierteln und sozialen Brennpunkten, was den Bewohnern einen sozialen Aufstieg zusätzlich erschwert. Schließlich haben diverse Herausforderungen wie die wirtschaftliche Situation, strukturelle Massenarbeitslosigkeit und die demographische Entwicklung den Sozialstaat an den Rand des Zusammenbruchs gebracht. In der Folge wurden und werden Reformen erforderlich; das bedeutet in der Regel Einschnitte bei den staatlichen Leistungen.

Bei den sozialen Faktoren sind zunächst die hohen Anforderungen an und die Benachteiligung von Familien zu nennen. Die gesellschaftsfähige Entscheidung zur Kinderlosigkeit einerseits und unser solidarisches Rentensystem andererseits führen zu einer ungleichen Lastenverteilung bei der Zukunftssicherung. Der Mangel an Familienfreundlichkeit ist längst als problematisch erkannt; an der übermäßigen Belastung der

Familien hat sich hingegen wenig geändert. Dass Kinder zu einem Armutsrisiko geworden sind, zeigt, wie arm unsere gesamte Gesellschaft geworden ist. In sozial schwachen Milieus findet zudem oftmals eine Verfestigung der von Armut und sozialer Ausgrenzung geprägten Familiensituation auf die nächste Generation statt. Die Vernachlässigung von Kindern, wie sie in letzter Zeit für öffentlichkeitswirksame Schlagzeilen gesorgt hat, ist hier lediglich die Zuspitzung des grundlegenden Problems. Durch die zunehmende Zerstückelung von Familien und die Auflösung traditioneller sozialer Bindungen geht auch die Möglichkeit verloren, temporäre Belastungen oder Notsituationen durch persönliche Netzwerke aufzufangen. Die Fähigkeit, im Bedarfsfall Unterstützung im persönlichen Umfeld zu aktivieren, variiert heute stark je nach gesellschaftlicher Position. Darüber hinaus gibt es eine starke Abhängigkeit des so genannten Fürsorgeklientels. Durch langfristige Sozialhilfebedürftigkeit und Ausgrenzung sind viele Menschen nicht mehr in der Lage, selbst für sich zu sorgen und Verantwortung für ihr eigenes Leben zu übernehmen, – und dadurch extrem abhängig von staatlichen Transferleistungen und anderweitiger Unterstützung. Die gesellschaftliche Situation führt schließlich auch zu neuen Generationenkonflikten. Während ältere Menschen in unserer Gesellschaft durch unser Sozialversicherungssystem materiell zumeist relativ gut abgesichert sind, haben es heute junge Menschen zunehmend schwer, finanziell unabhängig zu werden und ihren Platz in der Gesellschaft zu finden.

Auch kulturelle Faktoren müssen bei einer Neubestimmung von Armut in den Blick genommen werden. Hier stellt uns insbesondere die Migration bzw. gescheiterte Integration vor enorme Herausforderungen. Wir beobachten eine Verfestigung der kulturellen Segmentierung bis hin zur Abschottung. Diese beruht nicht zuletzt darauf, dass auch in der zweiten und dritten Generation den gesellschaftlichen Aufstiegsmöglichkeiten enge Grenzen gesetzt sind. Folglich spitzen sich hier die verschiedenen anderen Faktoren

nochmals zu. Nicht zuletzt spielt die Bildung eine zentrale Rolle. Trotz der enormen Bedeutung von Bildung in unserer Gesellschaft ist unser Bildungssystem nach wie vor weit von einer Chancengerechtigkeit für alle Kinder entfernt; es verfestigt die Milieus eher. Schließlich soll noch die Rolle der Massenmedien angesprochen werden. Durch die Vielfalt der Angebote tragen die Massenmedien heute nicht mehr zur Schaffung einer gemeinsamen kulturellen Identität bei, sondern eher zur Ausdifferenzierung verschiedener Schichten. Der übermäßige Medienkonsum ist zudem nicht nur Charakteristikum bestimmter gesellschaftlicher Gruppen, sondern fördert auch die soziale Benachteiligung.

Allen Facetten von Armut ist gemein, dass sie Menschen an den Rand drängen, vom gesellschaftlichen Leben ausschließen und von Entwicklungen abhängen. Neue gesellschaftliche Trennlinien bauen sich auf oder gewinnen neue Bedeutung und können vom Einzelnen kaum überwunden werden. Viele Menschen haben keine Zukunftsperspektiven, keine Hoffnung auf Wiedereinstieg oder sozialen Aufstieg mehr. Sie haben resigniert und sich selbst aufgegeben. Folglich sollte sich eine Definition von Armut grundsätzlich an den Chancen auf gesellschaftliche Teilhabe bzw. einem Ausschluss von gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen orientieren. Es kommt darauf an, Betroffene nicht nur finanziell abzusichern, sondern ihnen eine Lebensperspektive zu geben, sie in der Wiederherstellung ihrer eigenen Fähigkeiten zu unterstützen und ihnen die Möglichkeit zu eröffnen, einen Beitrag zum gesellschaftlichen Leben zu leisten, der ihnen auch soziale Anerkennung gibt.

IV. Ausblick: Skizzen einer Antwort im Licht des Evangeliums

Die vorrangige Option für die Armen als verpflichtendes Kriterium unseres Handelns hat nichts an Aktualität und Brisanz verloren. Sie gilt weiterhin sowohl für die Kirche als auch für jeden einzelnen Christen. Jedoch

muss die Option für die Armen vor dem Hintergrund aktueller Herausforderungen in unserer Gesellschaft immer wieder neu buchstabiert werden. Wir müssen unseren Blick weiten auf die unterschiedlichen Gesichter von Armut, ihren Ursachen und Auswirkungen.

Die Grundprinzipien Gerechtigkeit, Solidarität und Subsidiarität bleiben Leitlinien jeglichen caritativen Handelns. Bei der Gerechtigkeit werden verschiedene Definitionen unterschieden. Ein Gerechtigkeitsverständnis, das sich vor allem an der Leistung des Einzelnen orientiert oder sich auf die (Um-) Verteilung der Güter fokussiert, reicht bei weitem nicht aus. Stattdessen sollte der Aspekt der Teilhabegerechtigkeit noch stärker in den Vordergrund rücken. Wir alle sind gefordert, Solidarität zu üben, Unterstützung und Hilfe insbesondere denjenigen zukommen zu lassen, die am Rande stehen und gesellschaftlich ins Abseits abgeschoben sind, Grenzen zu überschreiten und dauerhaft zu überwinden. Dabei steht die Hilfe zur Selbsthilfe auch in unserer Gesellschaft im Vordergrund. Schließlich muss in Zukunft das Grundprinzip der Subsidiarität wieder stärker in den Blick genommen werden. Die Krise des Wohlfahrtsstaates liegt auch darin begründet, dass wir zunehmend alles dem Staat überlassen haben. Auch die bürgerliche Mitte erwartet weiterhin erhebliche Transferleistungen vom Staat. Die Eigenverantwortung, die private Übernahme von sozialer und politischer Verantwortung, das Engagement jedes Einzelnen und kleinerer Einheiten müssen ermutigt und gestärkt werden.

Auch in Zukunft müssen wir uns daran messen lassen, ob sich unser Umgang mit Macht, Besitz und Beziehungen am Evangelium orientiert und von dieser Guten Botschaft geprägt ist. Fragen hierbei können sein: Nutzen wir unsere Macht, um zu beherrschen oder zu dienen, um andere Menschen zu gebrauchen, uns ihrer zu bedienen, oder um sie in ihrer Lebensbewältigung und -gestaltung zu unterstützen? Setzen wir unseren Besitz für Benachteiligte ein oder grenzen wir uns damit gegen sie ab? Reduzieren wir unse-

ren Nächsten auf den Nutzen, den wir uns von ihm erhoffen, oder sehen wir ihn als eigenständiges Subjekt an und bringen ihm Wertschätzung und Anerkennung entgegen? Sehen wir den Anderen mit Seinen Augen, können wir den HERRN im Anderen entdecken?

Mögliche „Aufhänger“

Wenn bei dir ein Armer lebt, irgendeiner deiner Brüder in irgendeinem deiner Stadtbereiche in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt, dann sollst du nicht hartherzig sein und sollst deinem armen Bruder deine Hand nicht verschließen. (Dt 15,7)

Wohl dem, der sich des Schwachen annimmt; / zur Zeit des Unheils wird der Herr ihn retten. (Ps 41,2)

Verschafft Recht den Unterdrückten und Waisen, / verhilft den Gebeugten und Bedürftigen zum Recht! / Befreit die Geringen und Armen, / entreißt sie der Hand der Frevler! (Ps 82, 3–4)

Wer den Geringen bedrückt, schmätzt dessen Schöpfer, / ihn ehrt, wer Erbarmen hat mit dem Bedürftigen. (Spr 14,31)

Wer sein Ohr verschließt vor dem Schreien des Armen, / wird selbst nicht erhört, wenn er um Hilfe ruft. (Spr 21,13)

Wer dem Armen gibt, hat keinen Mangel, / wer seine Augen verschließt, wird viel verflucht. (Spr 28,27)

Öffne deinen Mund, richte gerecht, / verschaff dem Bedürftigen und Armen Recht! (Spr 31,9)

Er richtet nicht nach dem Augenschein / und nicht nur nach dem Hörensagen entscheidet er, sondern er richtet die Hilflosen gerecht / und entscheidet für die Armen des Landes, wie es recht ist. (Jes 11,3–4)

Wenn du der Unterdrückung bei dir ein Ende machst, / auf keinen mit dem Finger zeigst und niemand verleumdest, dem Hungrigen dein Brot reichst / und den

Darbenden satt machst, dann geht im Dunkel dein Licht auf / und deine Finsternis wird hell wie der Mittag. (Jes 58,9–10)

Dem Schwachen und Armen verhalf er zum Recht. Heißt nicht das, mich wirklich erkennen? / – Spruch des Herrn. (Jer 22,16)

Denn die Armen habt ihr immer bei euch und ihr könnt ihnen Gutes tun, so oft ihr wollt; mich aber habt ihr nicht immer. (Mk 14,7)

Hört, meine geliebten Brüder: Hat Gott nicht die Armen in der Welt auserwählt, um sie durch den Glauben reich und zu Erben des Königreichs zu machen, das er denen verheißen hat, die ihn lieben? Ihr aber verachtet den Armen. Sind es nicht die Reichen, die euch unterdrücken und euch vor die Gerichte schleppen? (Jak 2, 5–6)

Jedem das Seine?

Die Zukunft der Gemeinden und die Ergebnisse der Sinus-Milieustudie

Ein Zwischenruf aus der Praxis

Die Veröffentlichung der Ergebnisse der so genannten Sinus-Studie hat allenthalben Diskussionen ausgelöst. Auf der Theorie- und Reflexionsebene wird über die Validität und Verbindlichkeit der Daten diskutiert, auf der Praxisebene stellt sich die Frage, inwieweit die Ergebnisse Eingang in die Pastoral finden können. Meine Überlegungen erfolgen aus pastoraltheologischer Warte. Eine andere Frage wäre die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der Sinus-Studie aus wissenschaftstheoretischer oder soziologischer Sicht.

Die Milieustudie trifft auf eine Situation, in der sich bereits einiges im Umbruch befindet. Die Kirchenfinanzen gehen zurück, der Personalmangel hält an und die Zahl der Kirchenmitglieder verringert sich weiter, sei das zunehmender Kirchendistanz oder dem demographischen Faktor geschuldet. Menschen sind auf der Suche nach Religiosität und Spiritualität, suchen diese aber nicht mehr primär bei den Institutionen. Werden jetzt, in den Zeiten der Umbrüche, durch die Studie weitere Unsicherheiten geschaffen, oder lassen sich aus den Ergebnissen konstruktive Beiträge zur konkreten Gestaltung der Pastoral gewinnen?

Zunächst stellt sich die Frage nach der Verortung der Studie. Sie selber spricht unspezifisch von der „Gemeinde“, vermutlich mit dem Bild der traditionellen „Pfarrgemeinde“ im Hintergrund, wie sie in den siebziger Jahren durch die Synode propagiert worden ist. Die Terminologie ist heute ins Rutschen geraten, zunehmend wird zwischen der Pfarrei und der Gemeinde unter-

schieden, außerdem wird in der aktuellen Diskussion die Gemeinde nicht mehr allein territorial definiert. Die theoretische Diskussion ist das eine, praktisch steht das Ideal der Pfarrgemeinde immer noch im Mittelpunkt der kirchlichen Aufmerksamkeit und der kirchlichen Planung. Das spiegelt die Studie wider. In ihren „Do's & Don'ts“ gibt sie Anregungen zur Umsetzung der Ergebnisse in der „Gemeinde“.

Dass in der Fixierung auf einen gewohnten Gemeindebegriff auch eine Problematik liegt, ist an der Reduzierung auf drei kirchennahe Milieus abzulesen. Denn diese Milieus prägen die heutigen Pfarrgemeinden, dabei werden andere Milieus automatisch ästhetisch exkommuniziert, worauf Michel N. Ebertz schon im Anschluss an die Milieudefinitionen von Gerhard Schulze verwies. „Es herrschen spezifische Standards der Kommunikation, die deutliche Distanzsignale aussenden und so die Beteiligung anderer verunmöglichen.“¹ Distanziertere Milieus docken vermutlich eher an eine „Pastoral der Lebensräume“ (Joachim Wanke) an oder sie bleiben fern, worauf in den Konklusionen noch zurück zu kommen sein wird.

Die christliche Gemeinde konstituiert sich in den vier Grundfunktionen. Die Koinonia stellt dabei eine Querschnittsfunktion dar, die alle anderen Grundfunktionen durchdringt. Theologisch und terminologisch wird die Gemeinde als Gemeinschaft, als einig gedacht. Nicht, dass es nicht auch Auseinandersetzungen innerhalb der Gemeinschaft gibt, aber konstitutiv ist ihre Katholizität *ad intra*, ebenso wie ihre Katholizität *ad extra*, die sie in die gesamte Weltkirche eingebunden sieht. „In jedweder Altargemeinschaft erscheint [...] das Symbol jener Liebe und jener ‚Einheit des mystischen Leibes, ohne die es kein Heil geben kann‘. In diesen Gemeinden, auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, ist Christus gegenwärtig, durch dessen Kraft die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche geeint wird“ (LG 26). Ob hier die Orts-

gemeinde im Blick steht, oder eine nicht-territoriale Gemeinschaftsform ist für den hier diskutierten Ansatz sekundär. Deutlich wird, dass Gemeinde in Einigkeit gedacht wird. Bei allem Vorrang, der dem Individuum und seinem konkreten Leben zukommt, ist „speziell auch für das Christsein die Einbindung in eine christliche Gemeinschaft insofern konstitutive Bedingung, als das Individuum die ihm zukommende Gottesbeziehung nur über den Traditions- und Erfahrungszusammenhang einer solchen Gemeinschaft vermittelt bekommt. Nur in Beziehung zu anderen Menschen, also in einem kollektiven Gefüge, kann das Individuum ein Bewusstsein seiner Gottesbeziehung ausbilden und im Abgleich mit anderen Menschen in ein Lebenskonzept umsetzen.“²

Liest man aus dieser Perspektive die Sinusstudie, drängt sich die Frage auf, wie die Katholizität der christlichen Gemeinschaft und die Kommunikation unter Gläubigen noch sicher gestellt werden kann angesichts einer Vielzahl ästhetischer Präferenzen und wertorientierter Exklusionen? Und, noch einen Schritt weiter: Wie können die heute so wichtigen Glaubenszeugnisse gegeben werden, wenn elaborierte Codes bestehen? Es geht um nicht weniger als die Kommunikation innerhalb der Gemeinde bei gleichzeitiger Herausforderung einer missionarischen Pastoral.

Die Verfasser der Milieustudie gehen per se davon aus, dass die Milieus selbstreferentiell sind, „zwar umweltoffen, aber semantisch eine eigenständige Welt. Es kann seine Umwelt nur aus seiner Perspektive mit seinen spezifischen Wahrnehmungskategorien erfassen und operiert in seiner eigenen ‚Logik‘.“ Das heißt: „Zwischen den Milieus besteht Inkommensurabilität in Bezug auf Werte, Bedeutungen, Stilistik, Sprache und Ästhetik.“³ Dem widerspricht Karl Gabriel heftig und bezeichnet die Aussage als unwissenschaftlich.⁴ Das kann von unserer Warte aus nicht beurteilt werden. Allein phänomenologisch betrachtet bleibt jedoch festzustellen, wenn schon eine Inkom-

mensurabilität wissenschaftlich nicht zu konstatieren ist, so sind doch zumindest Sprach- und Verständigungsschwierigkeiten zwischen unterschiedlichen Milieus festzustellen. Wäre eine Kommunikation überhaupt nicht möglich, dann führte, wie Klaus Müller zu Recht feststellt, eine Übertragung der Milieu-Studie „eins zu eins auf die pastorale Praxis“ zur Einstellung kirchlicher Verkündigung.⁵ Kommunikation findet zwar statt, aber sie wird durch die in den Sinusmilieus beschriebenen Abgrenzungen erschwert.

Nimmt man die Ergebnisse der Studie ernst, stellt sich die Frage mit welchen Formen der Pastoral es gelingen kann, sowohl der gesellschaftlichen Realität Rechnung zu tragen als auch das christliche Proprium zu pflegen.

„Die Studie ist Anlass“, so der Vorsitzende der Pastorkommission der DBK, Bischof Joachim Wanke, „die eigene Pastoralarbeit, ihre Rahmenbedingungen, Methoden usw. auf ihre Milieubindung hin kritisch zu befragen. Die zusammengetragenen Beobachtungen verhelfen zu einem verschärften Blick auf Grenzen eines bestimmten Seelsorgestils, der oftmals unhinterfragt tradiert wird.“⁶ Ohne die Ergebnisse der Studie undifferenziert „heilig“ zu sprechen, stellen sie doch einen wichtigen Beitrag für die Gestaltung der Pastoral dar. Es gilt, die bewährten Milieus zu pflegen und dabei weitere Milieus in den Blick zu nehmen. Die Ergebnisse der Sinus-Studie erleichtern den Blick, stellen für den Interpreten aber gleichzeitig eine Gefahr dar. Sie sind schematisch und verführen dazu, kausale Schnellschlüsse zu ziehen („Wenn ich A erreichen will, muss ich B machen“). Die Wirklichkeit ist unendlich komplexer. Der Selbsttest verrät, dass es nie eine eindeutige Zuordnung geben kann, immer finden sich Anteile anderer Milieubeschreibungen.

Ein wirklich notwendiges Ergebnis aus der Studie ist das Eingeständnis einer eschatologischen Spannung. Wie die Gottesherrschaft

eine endzeitliche Größe darstellt, so muss auch die absolute *communio* der Christen, verstanden als In-Eins sein, dass keine Grenzen kennt, als prinzipiell mit irdischen Instrumenten unerreichbar gelten. Die wirkliche Einheit müssen wir allerdings als Ziel voranstellen in dem Wissen, diese nie mit unseren kümmerlichen Mitteln erreichen zu können. Diese Sichtweise erleichtert den Umgang mit den Ergebnissen der Studie. Sie sind ernst zu nehmen als Zeitansage, mit ihnen ist zu arbeiten. Sie stellen aber kein Manual dar, die Kirche zu einer *societas perfecta* zu transformieren.⁷ Angesichts einer Vielzahl von Wertorientierungen, wird es niemandem gelingen, alle zu bedienen. Es muss Bemühungen geben, Menschen erreichen zu wollen. Aber die Bemühungen sind infinitesimal und werden den „Grenzwert“ nicht erreichen. Das Herz des Individuums in seiner ganzen Vielschichtigkeit erreicht alleine die Liebe Gottes.

Konkretionen

Wie dieser Beitrag aussehen kann, soll an einigen Punkten exemplarisch angerissen werden.

Die Sinus-Milieus werden als Instrument der Marktforschung ständig aktualisiert. Hier zu lernen, bedeutet für die pastorale Praxis, dass es in den kommenden Jahren keine Kontinuität geben wird, wie in den vergangenen Jahrzehnten gewohnt. Die Stabilität ist perdu, die Herausforderungen äußerst komplex. Die zukünftige pastorale Entwicklung wird dynamisch verlaufen müssen und sich ständig mit neuen Entwicklungen konfrontiert sehen. Damit ist noch nicht ausgesagt, dass auf jede Neuerung reagiert werden muss und es ist erst recht noch nicht ausgesagt, wie auf aktuelle Entwicklungen reagiert werden kann. Sicher ist nur, dass der gewohnte gesellschaftliche und kirchliche Rahmen in Bewegung geraten ist. Pastorale Praxis kann zukünftig nur noch dynamisch und prozesshaft gedacht werden.

Die Kirche wird unter diesen beiden Voraussetzungen gedacht werden müssen als *societas imperfecta et semper reformanda*. Das führt zur notwendigen Gelassenheit im Umgang mit gesellschaftlichen Phänomenen und zur nötigen Unruhe, die eine (Weiter-)Entwicklung antreibt.

Wie können Ansätze zum Umgang mit den Ergebnissen der Sinusstudie in der Praxis aussehen? Einige sollen hier – auf der Folie der gegenwärtigen Situation der Kirche – genannt werden. Die Reihenfolge der Aufzählung stellt keine Wertigkeit dar.

(1) Einen wichtigen Beitrag stellt die Unterscheidung bzw. Differenzierung von Territorialgemeinde und „Pastoralen Zwischenräumen“ (M. N. Ebertz) dar. Für die Territorialgemeinschaft spricht die Ver-Ortung. Für die kategoriale Gemeinde spricht, dass hier Menschen anderer Milieus getroffen werden, die in der Ortsgemeinde nicht auftauchen. Sie sind verstärkt in den Blick zu nehmen. In passageren und kontingenten Situationen besteht ein großer Bedarf nach religiöser Ansprache. Das kann gefördert sein durch eine Anonymisierung der Kommunikation (z.B. im Urlaub), in Krisensituationen (z.B. im Krankenhaus, Altenheim, im Gefängnis) oder in einem Bereich wie der Caritas, die mit ihrer Arbeit nachweisbar ein großes Vertrauen in der Bevölkerung genießt. Die kategoriale Seelsorge bietet hier die Möglichkeit der gezielten Ansprache verschiedener Milieus, weil sie *qua definitionem* mit Zielgruppen zu tun hat, die sich milieuübergreifend in bestimmten Situationen befinden. Grenzen gibt es auch hier. Alle Milieus mag selbst die kategoriale Seelsorge nicht erreichen. Das muss ehrlicherweise eingestanden werden.

In der Vergangenheit galten Felder wie die Krankenhauseselsorge oder die Gefängnisseelsorge oft als „Schmuddelkinder“ der Pastoral. Jetzt sollten sie neu gepflegt werden, ein besonderes Augenmerk wird auf die Ausbildung der Seelsorgerinnen und Seelsorger gelegt werden müssen.

(2) Die Pfarrei wird auf eine „übergeordnete“ Funktion zurückgeführt werden müssen, wie das in anderen Ländern durchaus üblich ist (z.B. Südafrika, Indien, Frankreich, in jeweils verschiedenen Ausprägungen). Das heißt, sich von dem Anspruch zu verabschieden, die Pfarrei zur Pfarrgemeinde zu machen. Der Ort der Pastoral im Nahraum wird die Gemeinde sein. Mehrere Gemeinden werden eine Pfarrei bilden. In verschiedenen Diözesen wird bereits über diese Begriffsdifferenzierung diskutiert. Dagmar Stoltmann beschreibt den Prozess der Pfarrezusammenführung, der im Bistum Hildesheim läuft. Sie betont, „dass die Zusammenführungen von Pfarrgemeinden [Pfarrei, Anm. M.L.] zunächst einmal rechtliche und organisatorische Konsequenzen hat haben. Es bedeutet nicht, dass das Gemeindeleben vor Ort zugunsten einer ‚Zentralpfarrei‘ aufgehoben werden soll. Auf der Ebene der größeren Pfarrgemeinde gilt es Vernetzungen und Verweisstrukturen herzustellen, die auf der Grundlage des Subsidiaritätsprinzips fußen ...“⁸ Ähnliche Prozesse laufen z.B. auch im Erzbistum Hamburg. Mit Norbert Mette kann betont werden, dass „es nicht um eine Abwertung oder gar Verdrängung der Pfarrei im Sinne der Ortsgemeinde gehen kann; vielmehr kommt es darauf an, dass diese sich zu einer wirklichen Gemeinde hin transformieren bzw. zu einer Gemeinschaft von Gemeinden ausdifferenzieren“.⁹ Geht man nun zur Indizierung einer christlichen Gemeinde von den vier Grundfunktionen aus, so bietet sich in einer Pfarrei als Gemeinschaft von Gemeinden die Möglichkeit, die Grundfunktionen insgesamt, aber eben nicht in jeder einzelnen Gemeinde zu erfüllen. Nicht alle müssen alles machen. Damit würde zudem der Pfarrei als Ebene der Katholizität und der Sicherung der Grundvollzüge ein originärer theologischer Ort zukommen, entgegen der bloßen Reduzierung auf Administration. Das entspricht einer Forderung, die Ferdinand Klostermann schon 1979 formuliert hat: Die Basiseinheit Territorialpfarrei werde „keineswegs nur als effizienteres Verwaltungszentrum Bedeu-

tung erhalten, sondern wird und muss echte und bedeutsame pastorale Funktionen bewahren und erhalten, die weithin überhaupt nur sie erfüllen kann.“¹⁰ Dazu gehört m. E. angesichts der aktuellen Situation die Sicherstellung der Katholizität und der Grundfunktionen.

(3) Die konkrete Gemeinde vor Ort wird versuchen müssen, ein elementares Angebot bereit zu halten, das eine Vielzahl von Milieus anspricht. Das funktioniert nur ohne „Ausschläge“ zu dieser oder jener Seite und kann, im Extremfall, eine drastische Reduktion bedeuten. Jahrelang haben wir in der Gestaltung von Gottesdiensten versucht, diese oder jene Gruppe besonders anzusprechen. Dabei wurden andere Gruppen wiederum ausgeschlossen. Nun kann überlegt werden, welchen Wert einfache Gottesdienste haben, weil sie ein unaufgebares Proprium darstellen, in ihrer „Einfachheit“ aber Orientierung für diverse Milieus bilden, weil keines besonders angesprochen wird. Das heißt jedoch nicht, sich auf die „vertraute Stammkundschaft“ zurückzuziehen. Die Gedanken liegen auf einer Ebene mit einer Definition von Joachim Wanke, was es heißt, missionarisch Kirche zu sein. „Missionarisch Kirche zu sein heißt nicht etwas ganz Neues oder anderes als bisher zu initiieren, sondern das bestehende pastorale Engagement vieler Gruppen, Gemeinden und Seelsorgestellen durch die Brille der Mission und Evangelisierung zu sehen, ihre missionarische Dimension zu stärken.“¹¹ Diese strategische Option für eine missionarische Pastoral gilt für die Arbeit in den Gemeinden ebenso wie für die Arbeit in der gesamten Pfarrei. Denn hier können komplementär gezielt Projekte initiiert werden, die explizite Milieus in den Blick nehmen. Dabei sollen keine neuen Traditionen geschaffen werden, sondern in überschaubarer Zeit und mit ebensolchem Aufwand eine Milieugruppe besonders angesprochen werden. Die Arbeitsbereiche sind dabei frei wählbar (z.B. Bibelarbeit, Katechese, Theologische Bildung, etc.).

Zu den Aufgaben der Pfarrei könnte z.B. – um das o.g. Beispiel aufzugreifen – die Feier zielgruppenspezifischer Gottesdienste (für Familien, für alte Menschen, für Menschen in besonderen Situationen, für kirchlich Distanzierte, Segensgottesdienste etc.) gehören. Die Angebote können auf einige bestimmte Termine im Jahr begrenzt sein. Ihnen kommt ein besonderer Wert zu, weil sie, indem sie die Situation der Feiernden aufgreifen, als individuelle Unterbrechung im Jahreslauf erlebt werden.

Hilfreich kann es sein, den Umgang mit den diversen Milieus als eine Wahl der Instrumente zu betrachten, dabei gewährend, dass die wesentliche Botschaft nicht verwässert wird. Bischof Joachim Wanke formuliert das plakativ: „Mozart bleibt auch auf unterschiedlichen Instrumenten Mozart.“¹²

(4) Darüber hinaus wird es Initiativen geben müssen, die das pfarrliche Angebot auf einer Metaebene (Dekanat, Diözesan- oder Regionalebene) ergänzen. Auch hier kann man sich an den Milieus orientieren. Zu diesen Initiativen zählen Jugendkirchen, besondere gottesdienstliche Feiern wie z. B. die Manresamesse in Hamburg. Die genannten Initiativen würden die Pfarreien und Gemeinden überfordern, auf einer regionalen Ebene können sich Kompetenzen ergänzen, finanzielle und personelle Ressourcen für den Aufbau zusammengeführt werden.

Fast man die genannten Punkte zusammen, dann kann die kirchliche Sozialstruktur unter den Milieubedingungen der Postmoderne als ein dynamisches Netzwerk gesehen werden, dass Gemeinden und Gemeinschaften, Projekte, Initiativen und kategoriale Seelsorge untereinander verbindet. Trotz oder wegen divergierender Milieus. Diese Entwicklung muss nicht ängstigen, sie birgt ganz reelle Chancen eines neuen Aufbruchs.

Anmerkungen:

- ¹ Gerhard Wegner: „Niemand kann aus seiner Haut“. Zur Milieubezogenheit kirchlichen Lebens. Pastoraltheologie 89 (2000), 53–70, 63.
- ² H. Haslinger/C. Bundschuh-Schramm: Gemeinde, in: H. Haslinger et al. (Hg.): Handbuch Praktische Theologie. Band 2. Mainz 2000, 287–307, 300.
- ³ Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005“. München-Heidelberg 2005, 7.
- ⁴ Karl Gabriel: Alles Gold was glänzt? Die Sinus-Milieu-Studie – und warum eine Langzeitstudie über die katholische Kirche in Deutschland notwendiger denn je ist, in: LS 57 (2006), 210–215, 215.
- ⁵ Klaus Müller: Vox Dei? Zum theologischen Status von Umfragen, in: LS 57 (2006), 216–220, 219.
- ⁶ Joachim Wanke: Was uns die Sinus-Milieu-Studie über die Kirche und ihre Pastoral sagen kann – und was nicht. Anfragen und Anregungen an Milieu-Studie und Kirche, in: LS 57 (2006), 242–246, 243.
- ⁷ Zumal die Sinus-Studie eine Gesellschaftsdefinition darstellt. Es gibt weitere, die der heutigen Pastoral dienlich sein können.
- ⁸ D. Stoltmann: Gemeinde oder pastoraler Raum? Zur Situation christlicher Gemeinde in der Neustrukturierung pastoraler Räume, in: Bibel und Liturgie 79 (2006), 110–116, 114.
- ⁹ Norbert Mette: Christliche Gemeinde – Identität und Wandel, in: Bibel und Liturgie 79 (2006), 67–76, 74.
- ¹⁰ Ferdinand Klostermann: Wie wird unsere Pfarrei eine Gemeinde? Wien et al. 1979, 176.
- ¹¹ Bischof Joachim Wanke: Vorwort, in: Auf der Spur ... Berichte und Beispiele missionarischer Seelsorge. Bonn o. J., 5 [Arbeitshilfen 159].
- ¹² AaaO, 245.

Umbrüche in den Priesterseminaren während der Jahre 1965–1980*

Für die Kirche war es zu allen Zeiten eine wichtige Aufgabe, ihre künftigen Priester gut auszubilden und für ihren Dienst in der Seelsorge zuzurüsten. Neben dem wissenschaftlich-theologischen Studium war die Einübung eines geistlichen Lebensstils von gleichwertiger, wenn nicht sogar vorrangiger Bedeutung. Deshalb traten neben die Universitätsfakultäten seit einigen Jahrhunderten im deutschen Sprachraum die Theologenkonvikte und für die pastorale Ausbildung vor der Priesterweihe die Priesterseminare. Waren die Universitätsstädte zugleich die Bischofsstädte, konnte es auch nur ein Priesterseminar für die Zeit der Universitätsstudien wie für die pastoral-praktische Ausbildung geben.

Das Seminarkonzept für solche Häuser war bis zum II. Vatikanischen Konzil beinahe flächendeckend der Konzeption abgeschaut, die die Jesuiten für das *Collegium Germanicum et Hungaricum* in Rom entwickelt hatten: Die Studenten waren von 6 Uhr morgens bis zur Komplet um 21 Uhr abends einer straffen geistlichen Disziplin unterworfen, beginnend mit Laudes, Meditation und Eucharistiefeier am Morgen. In der Seminarkirche hatte man einen festen Platz, so dass Abwesenheit auffiel. Die Vormittags- und Nachmittagsstunden galten den Vorlesungen und Übungen. Freizeit gab es mittags und abends für etwa eine Stunde nach den Mahlzeiten. Im Übrigen herrschte im Hause „Studiensilentium“ bzw. ab 21 Uhr abends „*Silentium religiosum*“, wäh-

rend dessen Zimmerbesuche und alle Formen der Unterhaltung verboten waren. Besuche zu Hause waren nur an wenigen Tagen vorgesehen: an 2. Feiertagen, Wahltagen u. ä. Da niemand einen Hausschlüssel besaß, musste man um 21 Uhr im Hause sein.

Die Hausordnung im Priesterseminar in den letzten Jahren vor der Priesterweihe war noch etwas strenger: Im Hause war werktags der lange schwarze Talar, sonntags die Soutane zu tragen. Jeden Sonntag nahmen die Seminaristen in Chorkleidung morgens an Bischofs- bzw. Kapitelsgottesdiensten, abends an der Kapitelsvesper im Dom teil. Ein Ausgang zu Besorgungen oder Spaziergängen war lediglich in der Mittagspause möglich. Zum Gebet der Non versammelte man sich um 15 Uhr wieder in der Seminarkirche und verließ dann das Seminargebäude nicht mehr.

Als Kölner Priesteramtskandidat der Jahre 1956–1962 habe ich diese in vieler Hinsicht hilfreiche und notwendige, in einigen Punkten aber auch dringend reformbedürftige Konvikts- bzw. Seminarordnung erlebt. Wie meine Mitstudenten habe ich sie nicht in Frage gestellt, allerdings gelegentlich unterlaufen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Man durfte zu dem ein oder anderen Konzert- oder Theaterbesuch, wenn man einer katholischen Studentenverbindung aus der Freisemesterzeit angehörte auch zu einer „Kneipe“, um Ausgangserlaubnis bitten. Doch statt sich spät abends beim Konviktsdirektor persönlich zurückzumelden, zogen wir es vor, durch ein versteckt gelegenes Fenster im Untergeschoss das Haus zu verlassen und es auf dem gleichen Wege wieder zu betreten. Wir konnten uns dabei auf berühmte „Vorsünder“ berufen: Der spätere Erzbischof Kardinal Schulte war als Student des Collegium Albertinum in Bonn nach 1892 wegen eines Besuchs bei der K.D.St.V. Novesia im CV aus dem Konvikt entlassen worden mit dem Hinweis des Konviktsdirektors, „dass er keinerlei Aussicht habe, jemals im Bereich der Erz-

diözese Köln angestellt zu werden“. So ist es in preußischen Staatsakten zu lesen.

Wir haben also diese Hausordnungen in Bonn und Köln als Gegebenheit hingenommen. Als ich wenige Wochen vor dem II. Vatikanischen Konzil 1962 das Priesterseminar als junger Kaplan verließ, war uns allerdings bewusst: Diese Ordnungen werden sich nicht mehr lange halten lassen!

Die zeitgemäße Reform der Priesterausbildung war eines der wichtigen Themen des Konzils 1962–1965. Das Dekret „*Optatam totius*“ über die Ausbildung der Priester vom 28. Oktober 1965 setzte denn auch bis heute gültige Maßstäbe. Es war zum Beispiel eine unerhörte Neuerung, dass neben wissenschaftlichem Studium und der Einübung geistlichen Lebens in Nr. 11 die Führung „zur nötigen menschlichen Reife“ betont wurde. Die Priesteramtskandidaten „sollen zu geistiger Entschlossenheit erzogen werden und überhaupt jene Tugenden schätzen lernen, auf die Menschen Wert legen und die den Diener Christi gewinnend machen. Dazu gehören Aufrichtigkeit, wacher Gerechtigkeitssinn, Zuverlässigkeit bei Versprechungen, gute Umgangsformen, Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit im Gespräch“. Aus meinen Konzilsforschungen weiß ich, dass mein Bonner Kirchengeschichtspräsident Hubert Jedin sich für dieses Priesterprofil bereits in der vorbereiteten Kommission für die Studien und Seminare eingesetzt hatte. Während des Konzils war der damalige Bischof von Münster Joseph Höffner ein Anwalt solcher Erwartungen an die Priesterausbildung.

Das Konzilsdekret „*Optatam totius*“ war bekannt, ehe die Bischofskonferenzen der Länder es in neue Seminarkonzepte und Hausordnungen umsetzen konnten. Da man keine neuen Ordnungen hatte, wurde der Versuch gemacht, die alten vorerst hoch- bzw. durchzuhalten, was zu bisweilen revolutionär anmutenden Prozessen in einzelnen Konvikten und Priesterseminaren nach 1965 führte, denen Seminarverantwortliche und

Bischöfe zunächst ratlos gegenüber standen.

Von studentischer Seite ging es vor allem um die Forderung nach dem Hausschlüssel (als Symbol für ein großes Maß an Freiheit und Selbstbestimmung). Der schwarze Talar und die Soutane wurden durch Jeans und Rollkragenpullover ersetzt. Der verpflichtende Charakter des Vorlesungs-Kanons wurde in Frage gestellt. Bald kam es dazu noch zu Rückkoppelungseffekten zwischen diesen innerkirchlichen Entwicklungen mit der 1968 einsetzenden „Studentenrevolte“ in der Gesamtgesellschaft. Autoritätsablehnung, Stilverfall und ruppiger Umgangston mit Vorgesetzten wurden auch innerkirchlich zu einer Zeiterscheinung.

Schon bald wurde allerdings allen für die Priesterausbildung Verantwortlichen, ebenso den „Betroffenen“ (=Studenten) bewusst, dass es ohne eine eindeutige Glaubensbasis und ohne Ordnung – ohne geistliche so wenig wie ohne eine gewisse äußere Ordnung – nicht ginge, wenn es denn auch in Zukunft einen gemeinsamen Bistumsklerus geben sollte, der bei allen individuellen Ausprägungen von Einzelpersönlichkeiten doch für den Bischof verfügbar und für die Gläubigen berechenbar bleiben sollte.

Die deutschen Bischöfe veröffentlichten am 1. Mai 1978 nach sorgfältiger Vorarbeit ihrer Seminar-Regenten eine „Rahmenordnung für die Priesterbildung“, die die Forderungen des Konzilsdekrets „*Optatam totius*“ auf die deutschen Verhältnisse umsetzte und konkretisierte. In den Jahren danach erließen die einzelnen Bischöfe – von den Verantwortlichen ihrer jeweiligen Diözese unter Zuziehung von Studentenvertretern beraten – Studien- und Hausordnungen für ihre Konvikte und Seminare.

Es war nicht ganz leicht, nach dem Zusammenbruch des alten „Systems“ und den anschließenden Jahren eines Umbruchs mit schrillen Tönen wieder zu einer Ordnung zurückzukehren und die Forderungen

des Konzils in den einzelnen Häusern mit einer neuen „Hausordnung“ umzusetzen. Das galt für eine klare Glaubensbasis und sakramentale Praxis für den Priester nicht weniger als für Stil- und Ausdrucksformen innerhalb der Kirche.

Aus der Rückschau ist die Beobachtung interessant, dass die damaligen Theologiestudenten und Seminaristen selbst unter dem mehrere Jahre währenden Mangel an klaren und annehmbaren Vorgaben litten. Ab Mitte der 1970er Jahre zeigten sich – zunächst vereinzelt, dann in etwas größeren Gruppen – „konservative“ Studenten, die auf korrekte Priesterkleidung, lateinische Liturgie und hierarchische Ordnung in der Kirche Wert legten. Daneben standen die „Unruhigen“, bisweilen Formlosen, die sich von den lieblos so genannten „blackies“ provoziert und in ihrer eigenen Einstellung verunsichert fühlten. Die Hausleitungen, die damals oft ausgewechselt wurden, mussten beiden sich heftig von einander absetzenden Gruppen gerecht werden und die Umsetzung der konziliaren und bischöflichen Grundsätze versuchen. Es war eine aufregende Zeit!

Als Regens des Kölner Priesterseminars in den Jahren 1976–1989 habe ich noch sehr konkrete Erinnerungen an einzelne Weiherkurse und ihre internen Auseinandersetzungen. In einem Kurs waren die geschilderten Spannungen zwischen „Konservativen“ und „Progressiven“ besonders ausgeprägt. Die auch nur gelegentliche Teilnahme an den Dom-Gottesdiensten mit dem Erzbischof, dem äußerst bescheidenen und noblen Kardinal Joseph Höffner, wurde von einem größeren Teil des Kurses prinzipiell abgelehnt. Gemeinsam mit manchen Eltern musste ich darum kämpfen, dass die Weihelikandidaten vor der Priesterweihe sich die Haare schneiden ließen und zur Weihe in einem „ordentlichen“, möglichst dunklen Anzug erschienen. Nach einer zu Herzen gehend frommen und geistlich ertragreichen Reise ins Heilige Land kam es am Schluss noch einmal zu einem Konflikt: Die zahlreichen Gäste bei der Weiheliturgie sollten

nach Abschluss keinen Augenblick auf die Gelegenheit zur Gratulation warten müssen. Deshalb schlug man vor, dass die Neugeweihten nicht mit dem Erzbischof in die Sakristei zurückkehrten, um dort ihre Gewänder abzulegen. Man wollte vielmehr – trotz aller lauten Vorbehalte gegen kirchlichen Triumphalismus – in Messgewändern auf die Domplatte ausziehen, um dort die Glückwünsche entgegenzunehmen. Wie ich wusste, würde es zu zahlreichen Umrarmungen und zu Unordnung in der liturgischen Gewandung kommen – nicht zur Erbauung der vielen Menschen auf der Domplatte. Zu einer Rückkehr in die Sakristei waren die Herren nicht zu bewegen. Sie legten die gerade feierlich überreichten Paramente in hastiger Eile auf Tische, die unter dem Nordturm aufgestellt waren, und stürzten nach draußen. Nicht wenige ältere Teilnehmer der Liturgie, die diesen hastigen Vorgang im Nordturm beobachteten, äußerten dem Regens gegenüber ihren Unmut.

Bleibt anzumerken, dass zwischen manchen dieser „Unruhigen“ und ihrem ehemaligen Regens sich später ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt hat, das inzwischen schon länger als 25 Jahre währt.

Anmerkung:

- * Es handelt sich um den Nachdruck (mit minimalen Veränderungen) eines Beitrages in: Ulrich Kock-Blunk (Hg.): Geist und Humor. Festschrift für Reimund Blanke, Köln 2007, 123–127.

Literaturdienst

Thomas Ruster: Von Menschen, Mächten und Gewalten. Eine Himmellehre. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 2005. 336 S.; 38,50 EUR.

Thomas Ruster ist ein visionärer Theologe. Seine Vision umspannt nicht nur die geistigen Dimensionen, sondern ebenso die real existierende Welt von heute und morgen mit ihren beherrschenden, unaufhaltsamen Dynamismen der freien Marktwirtschaft. Deren rein menschliche Zähmung hält Ruster für unmöglich. Wir haben es hierbei mit den „Mächten und Gewalten“ zu tun, die die Erde beherrschen. Dazu passt genau die Vision des Epheserbriefs: „Denn wir haben nicht gegen Menschen aus Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern gegen die Fürsten und Gewalten, gegen die Beherrscher dieser finsternen Welt, gegen die bösen Geister des himmlischen Bereichs.“ (6,12) Ein anderer Theologe, der diese Sicht schon früher bezeugt hat, ist Romano Guardini der in seinem Buch „Die Macht“ zu dem Ergebnis kommt: „Das neunzehnte Jahrhundert hat in der Sicherheit seines Fortschrittsglaubens die Gestalt des Dämons, sagen wir redlicher und genauer, des Satans, verlacht; der Sehfähige lacht nicht.“

Die Welt diagnose wird von Ruster durchgespielt mit den philosophischen und soziologischen Theorien von Vertretern der Aufklärung, vor allem aber der Gesellschaftstheorie von Niklas Luhmann, der auch eine Wiederkehr des „Teufels“ festzustellen glaubt.

Gegen die Götter und Dämonen dieser Welt, wozu auch der „Himmel“ im besagten Sinne zu rechnen ist, steht der eine wahre Gott der Bibel. Er (beziehungsweise Christus) ist „das Haupt aller Mächte und Gewalten“ (Kol 2,10). Die himmlischen Mächte werden „als ohnmächtig geglaubt, aber als übermächtig erfahren“ (51). In dieser Widersprüchlichkeit, die aber nur scheinbar ist, spielt sich die Weltgeschichte ab, in der an Israel die Weisung ergeht: „Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben“ (Ex 20,2f). Der Kampf gegen die anderen Götter, gegen die Dämonen, kann nur dann erfolgreich sein, wenn er die Dimension des Himmels einbezieht. In der üblichen Theologie wird der Himmel als der Bereich Gottes verstanden, mit Gott gleichgesetzt. Damit schwindet er als Feld der bösen Mächte aus dem Blick. Ruster geht es darum, uns die Augen für diese Dimension wieder zu öffnen. Die Theologie „muss eine Aufklärung über den Himmel, über die Mächte und Gewalten, Engel und Dämonen geben können, und sie muss die Wege weisen können, wie die Macht der zerstörerischen Gewalten gebrochen und wo die Macht der guten, helfenden Gewalten ange-

troffen werden kann. Diese Aufgabe ist der Theologie heute in ganz besonderer Weise und mehr als zu anderen Zeiten gestellt, weil namentlich die zerstörerische Dämonie des Ökonomischen in eine aktuelle Phase eingetreten ist und das Leben der ganzen Welt bedroht.“ (58) Ein Element dieser Dämonie ist auch der Zins, den die Bibel verboten hat, worin Ruster eine Wegweisung aus dem heutigen Wachstumszwang der Wirtschaft sieht.

Ein Kapitel ist der klassischen Engellehre gewidmet. Der Glaube an die Existenz und Wirksamkeit von Engeln boomt bekanntlich; in der Theologie sind sie dagegen ins Abseits geraten. Ruster will sie als eine Art theologischer Systemtheorie lesen, wobei die gefallenen Engel mit den autonom funktionierenden Wirtschafts- und Gesellschaftssystemen in eins gesetzt werden. Der Teufel ist „der Fürst dieser Welt“ (Joh 12,31), aber seine Macht ist durch Christus schon gebrochen, infolgedessen ist es auch möglich, sein totalitäres System, heute den Weltkapitalismus, zu bekämpfen und in Schranken zu weisen.

Ein weiteres Kapitel behandelt die Frage, was die Theologie zur Erkenntnis der systemischen Himmelsmächte in neuerer Zeit beigetragen hat und was sie dazu beitragen kann, diesen Mächten beizukommen. Zur Sprache kommen Erik Peterson, Karl Barth und William Stringfellow, drei Spitzenvertreter einer Mächte- und Gewalten-Theologie im 20. Jahrhundert, denen Ruster aber den Vorwurf macht, dass keiner von ihnen ernsthaft die Gebote Gottes, die Tora, als Mittel gegen die Mächte und Gewalten in Betracht zieht.

Darum geht es in dem nächsten Hauptkapitel, dem Schwerpunkt der Arbeit, um toragemäßes Denken und Handeln im Kampf gegen die Mächte und Gewalten. Vor allem das erste Gebot ist der radikale Widerspruch gegen die Herrschaft systemischer Gewalten. Das wird im Folgenden aus jüdischer Tradition beleuchtet, die heute auch von den Christen wieder ernstgenommen werden muss. Hier stellen sich die entscheidenden Fragen nach der Beziehung der Christen zur Tora, die ihr Maß nimmt an der Beziehung Christi zum Gesetz. Die paulinische Kritik und Relativierung des Gesetzes führt aber nicht einfach zu dessen Abschaffung, sondern geläuterter Befolgung: „So ist die Liebe die Erfüllung des Gesetzes.“ (Röm 13,10; Gal 5,14)

Ganz ins Praktische geht es dem Autor mit der Entwicklung von Tora-Strategien gegen die Mächte und Gewalten der heutigen Gesellschaft (235ff.). Ist die christliche Gesellschaftslehre die zeitgemäße Anwendung dieser Strategie? Die „soziale Marktwirtschaft“ kann so verstanden werden, aber wir erleben heute, wie sie durch die Globalisierung zu Fall gebracht wird. Dennoch ist eine Irritation der dominierenden Systeme durch den Bezug auf Gott und seine Gebote möglich, was zu Umstrukturierungen dieser Systeme führen kann. Hierin besteht die Pflicht von Christentum und Kirche. Dabei geht es auch um die Klärung des Ver-

hältnisses von Tora und Vernunft. Abschließend wird noch einmal die Beziehung der irdischen Mächte und Gewalten zu den himmlischen, den Engeln beleuchtet, mit denen die Kirche vor allen in der Eucharistiefeyer in Gemeinschaft tritt.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Der Wert dieses Buches, das sich nicht immer leicht lesen lässt, besteht darin, dass es den Blick schärft für die systemischen Gefahren unserer von der Wirtschaft beherrschten Welt; dass es die hintergründigen Mächte aufzeigt, mit denen der Mensch rechnen muss bzw. darf; dass es Gott als den Herrn der Welt und ihrer Geschichte in Erinnerung ruft, dessen Gesetze in je neuer Anwendung auf die gesellschaftlichen Verhältnisse den Weg zeigen, die Würde und Freiheit des Menschen durch soziale Gerechtigkeit zu sichern.

Hermann-Josef Lauter OFM

Eric W. Steinhauer: Die Lehrfreiheit katholischer Theologen an den staatlichen Hochschulen in Deutschland. (Theologie und Hochschule, Heft 2). Monsenstein und Vannerdat, Münster 2006. 368 S.; 27,50 Euro.

Immer mal wieder berichten vornehmlich Zeitungen über Konflikte von Theologieprofessor(inn)en mit dem kirchlichen Lehramt. Dazu unternimmt der Verfasser mit seiner an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität in Münster 2006 angenommenen Dissertation das „Wagnis, theologisches und juristisches Denken in ein so enges Gespräch zu bringen, denn es gilt, gleichsam auf zwei Klaviaturen kunstgemäß zu spielen“ und dabei sowohl konservative als auch progressive Strömungen der nachkonziliaren Zeit im Auge zu behalten.

Nach der Vorstellung der theologischen Ausbildungsstätten in Deutschland stellt Steinhauer im Hauptteil gut die theologischen und verfassungsmäßigen Grundlagen dar. Dabei analysiert er sowohl theologische Positionen wie „Glaubenspflicht und Glaubensfreiheit“, muss aber feststellen, dass „die kirchenrechtlichen Regelungen hinter den in der Theologie entwickelten Grundsätzen des Verhältnisses von Theologie und Lehramt zurückbleiben“ (148). Neben der juristisch-theologischen Kompetenz zeigt der Verfasser schon im Kapitel über die „Lehrfreiheit im Staatskirchenrecht“ seine Sensibilität, wenn er u.a. bedauert, dass „die Rechtsstellung des betroffenen Theologen im Lehrkonflikt keine Beachtung gefunden hat, ist er doch die Hauptperson aller im Bereich der Lehre entstehenden Rechtsprobleme“ (202). Nach differenzierter Analyse der „Lehrfreiheit“ im Staatskirchenrecht der Bundesländer von Bayern über NRW bis Thüringen kommt Steinhauer zum Ernstfall des Lehrkonfliktes (203–307). Dazu stellt er nach ausgewogener Darstellung u.a. fest:

„Die Kirche hat für den Fall eines Lehrkonflikts weitreichende Rechte in Bezug auf einen dissentierenden Theologen. ... Der in dieser Hinsicht starken Stellung der Kirche, namentlich des zuständigen Ordinarius, steht auf Seiten der Theologen praktisch kein staatlich gewährleisteter Rechtsschutz gegenüber.“ (280f).

Im anspruchsvollen Schlusskapitel geht Steinhauer der Frage nach, inwieweit unter inhaltlich-theologischer Selbstbestimmung der Kirche (Art. 140 GG) beanstandeten Theologen der Schutz der Wissenschaftsfreiheit nach Art. 5 III 1 GG zusteht. Dazu plädiert Steinhauer vorsichtig differenzierend – „wenn Rechtsschutz wirklich Rechtsschutz ist“ – dafür, den Grundrechtsschutz durch Verfahrens-gestaltung aus Art. 5 III 1 GG „auch auf das kanonische Verwaltungsverfahren zu erstrecken“ (304f). Denn „die vergleichende Betrachtung von staatlicher und kirchlicher Sphäre befähigt aber, der kirchlichen Seite die richtigen Fragen zu stellen und ihr im Lehrkonflikt vorgebrachtes Selbstverständnis zu prüfen“ (309).

Die Arbeit ist gut und übersichtlich (durch Inhaltsverzeichnis und Feingliederung) angelegt und verfügt über eine umfangreiche und fundierte Bibliographie (311–367). Wenn die Druckfassung kein herkömmliches Register enthält, so wird dieses mehr als ausgeglichen und überboten durch die Open-Access-Verfügbarkeit des Bandes (www.initiative-religioese-volkskunde.de), welche die digitale Recherche im Text und in der Bibliographie ermöglicht. Von daher ist die Studie von Steinhauer nicht nur eine gute Bilanz der nachkonziliaren Entwicklung, sondern auch ein gut orientierendes Handbuch bei der Lektüre von zukünftigen Fällen.

Reimund Haas

Ulrich Lüke: Kursbuch Kirchenjahr. Leben im Rhythmus des Glaubens. Aschendorff Verlag Münster 2006. 175 S.; 9,90 Euro.

Kursbücher zählen für gewöhnlich nicht zu den Höhepunkten zeitgenössischer Prosa. Der Versuch, ein Kursbuch zum Kirchenjahr in „einer zugleich frechen und frommen Sprache“ zu verfassen, ist daher ein mutiges Vorhaben. Dabei ist das Ziel eines herkömmlichen Kursbuchs klar definiert, anders als bei dem vorliegenden Werk: Ein „Grundkurs des Glaubens“ will Lükes Buch sein, eine „Betrachtung des Kirchenjahrs“, ein „Zugang zum Ganzen des Glaubens“, und das ganze „einfach und schlicht“. Vorgelegt wird dann eine Sammlung von geistlichen Impulsen und Kurzpredigten zu den Sonn- und Feiertagen der geprägten Zeiten sowie der Feste des Herrenjahres.

Wie bei Predigten üblich, beginnen die Ausführungen gerne mit ausführlichen Rückblicken in die Kulturgeschichte oder auch mit einem Ausflug in die Etymologie. Es folgt die ausführliche Schilderung von

Leidvollem, Traurigem oder Schwierigem im Leben des Menschen. Dann schwenkt der Prediger allmählich auf den christlichen Glauben, der sich als Antwort auf die Probleme des Lebens erweisen soll. Oft bleibt die verheißene Antwort aus, und der Autor spendet Trost oder ermahnt seine Leser. Gerne spricht er dabei von sich und seinen persönlichen Problemen und Zweifeln.

Die Zielsetzung des Buches ist lobenswert: das Kirchenjahr für das geistliche Leben fruchtbar zu machen, es als vielfältige Ausgestaltung der einen Glaubenswahrheit begriffen, um den Glauben mittels der Feste des Herrenjahres sinnhaft zu vollziehen. Unklar bleibt aber, welche Zielgruppe das „Kursbuch“ ansprechen will. Die kirchengeschichtlichen Ausführungen sind kurzweilig und informativ, die zahllosen Wortspiele geistreich und sogar humorig. Aber für Gläubige ohne Theologiestudium ist die Sprache an den entscheidenden Stellen zu sehr dem Pastoraljargon entlehnt, bleibt unklar und vieldeutig. Die *aufgehobene Zeit*, das *verheißene Heil*, *Einssein mit Gott* bleiben in dieser schlichten Erwähnung für Nichttheologen wertlos, geben sogar Anlass für Missverständnisse. Fachleuten hingegen bringt das Buch wenig Neues. Prediger wiederum finden darin eine Fülle guter Aufhänger; hernach aber wirklich auch etwas Nutzvolles daran aufzuhängen, bleibt die Aufgabe der Prediger.

Um ein „Leben im Rhythmus des Glaubens“ zu begleiten, wäre eine präzisere theologische Sprache vonnöten, weniger Vertiefung in die Abgründe des Leids und stattdessen erhellendere Aussagen aus dem Glauben heraus anstelle von geistreichen Sprachspielen. Etwas weniger Apologetik, etwas weniger Tiefstapelei des Autors würde dem Kursbuch gut tun. Denn je mehr die Kursbücher der Bahn als Quellen exakter Information außer Gebrauch kommen, desto größer wird die Zahl von Kursbüchern zu allen möglichen und unmöglichen Themen, deren Kennzeichen es geradezu zu sein scheint, auf exakte Information zu verzichten.

Andreas Bell

Gerhard Dane/Erich Läufer: Wo Jesus lebte. Eine Entdeckungsreise für Kinder im Heiligen Land. Don Bosco Verlag, München 2007. ISBN 978-3-7698-1620-4; 96 S.; 14,90 Euro.

„Christus ist Gottes Kraft und Gottes Weisheit, und wer die Heilige Schrift nicht kennt, der kennt weder Gottes Kraft noch seine Weisheit: die Schrift nicht kennen heißt Christus nicht kennen.“ Was der Kirchenvater und Bibelübersetzer Hieronymus in seinen Prolog zum Jesaja-Kommentar – und zugleich allen Christen ins Stammbuch – schrieb, stößt wohl nicht erst in der heutigen Praxis auf Schwierigkeiten. Wer meint, ein Buch wie die Bibel, deren Ursprung Tausende von Jahren und Kilometern von uns entfernt liegt, sei leicht zu verste-

hen, hat es mit größter Wahrscheinlichkeit gerade nicht verstanden. Lessings Klage über den „garstigen Graben der Geschichte“, der ihn von Christus und seinen Jüngern trenne, spricht in dieser Hinsicht Bände.

Dem „normalen“ Bibelleser geht es darum so wie schon dem äthiopischen Kämmerer in der Apostelgeschichte, der auf die Frage des Philippus „Verstehst du auch, was du liest?“ antwortet: „Wie könnte ich es, wenn mich niemand anleitet?“ (Apg 8,30–31). Wer ein lebendiges Verhältnis zur Schrift und damit zu Christus aufbauen will, braucht einen Wegbegleiter, der kundig ist und zugleich sein Wissen zu vermitteln weiß. Der neu erschienene Band „Wo Jesus lebte“ hat gleich zwei solcher Autoren: Für den Text zeichnet Msgr. Gerhard Dane verantwortlich, Kölner Diözesanvorsitzender des Vereins vom Heiligen Land; die Fotos und Bildzeilen liefert Prälat Erich Läufer, der ehemalige Chefredakteur der Kölner Kirchenzeitung und ausgewiesene Kenner Israels.

Das Buch erweist sich in mehrfacher Hinsicht als bunt: Schon das Layout präsentiert sich farbenfroh, mit vielen Logos und sowohl liebevoll als auch kompetent ausgesuchten und kommentierten Bildern geschmückt. Der Erzählaufriss und –stil ist ebenfalls alles andere als grau: Gerhard Dane bedient sich der fiktiven, aber an ein reales Vorbild angelehnten Reise des Mädchens Paula ins Heilige Land. Dass Paula dort über die Tier- und Pflanzenwelt Israels hinaus viele bedeutende Stätten der Heiligen Schrift zu Gesicht bekommt und erfährt, was heute aus ihnen geworden ist und was sich zur Zeit der Bibel dort abgespielt hat, liegt auf der Hand. Dane verschweigt aber auch nicht die anderen im Heiligen Land ansässigen Weltreligionen sowie deren bisweilen schwieriges Miteinander. Diese – sicherlich manchmal etwas harmonisierenden – Passagen erinnern ein wenig an Catherine Cléments Buch „Theos Reise“, das sich freilich ungleich umfangreicher, langatmiger und auch verwirrender gibt.

Das Buch „Wo Jesus lebte“ stellt für alle diejenigen, die auf interessante und fundierte Weise zugleich Kinder in die Lebenswelt der Heiligen Schrift einführen wollen, einen kleinen Schatz dar; Bibel- und Landeskunde gehen hier eine harmonische Synthese mit der Religionspädagogik ein. Nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene lesen dieses Büchlein mit Gewinn. Ein Verzeichnis der zitierten Bibelstellen sowie einige nützliche Adressen für Heilig-Land-Pilger bilden den Abschluss; vielleicht wäre hier auch ein kurzes Sachregister hilfreich gewesen. So bietet sich das Bändchen besonders als Arbeitshilfe für den Religionsunterricht in der Grundschule sowie für den Kommunionunterricht an. Allen, die auf diesen Gebieten tätig sind, sei es hiermit wärmstens empfohlen.

Dr. Raimund Lülldorff

Unter uns

„Beide Gedankensphären, jene des Seins und jene des Todes, sind gedeutet worden als Unterarten des unaufhörlichen Bemühens menschlichen Geistes, sterblichen Bewußtseins, Gott zu ‚denken‘, diesen Einsilber glaubhaft verständlich zu machen. Wahrscheinlich wurde der *homo* zum *sapiens*, entwickelten die Hirnprozesse sich über Reflexe und bloßen Instinkt erst hinaus, als die Gottesfrage auftauchte, als sprachliche Mittel es ermöglichten, die Frage nach ihm zu formulieren ... Vor der Moderne waren unsere Doktrinen, unsere Dichtung, Kunst und Wissenschaft von den drängenden Fragen nach Dasein, Sterblichkeit und Gott durchsetzt. Sich dieser Fragestellung zu enthalten, sie zu zensieren würde bedeuten, den bestimmenden Puls, die *dignitas* unseres Menschseins, zu löschen.“

George Steiner
in: Warum Denken traurig macht.
Frankfurt a.M. 2006, 72. 74

Event

In einer Pfarrei im Rheinisch-Bergischen-Kreis wurden in der Osternacht in einem festlichen Rahmen drei Kommunionkinder getauft. Der verantwortliche Kaplan der Pfarrgemeinde erhielt daraufhin ein Dankschreiben:

*Hallo Herr Kaplan,
der Gottesdienst hat uns sehr, sehr gut gefallen. Sicherlich werden wir dadurch keine regelmäßigen Kirchgänger; aber das Event wird uns stets in guter Erinnerung bleiben!!!*

Auf diesem Wege möchte ich mich nochmals herzlich für einen tollen Abend mit viel Gefühl und Herz bedanken.

Mit freundlichen Grüßen

N.N.

Kaplan Jörg Harth, Bergisch Gladbach

Die Arche Noe

In einer Düsseldorfer Volksschule – es war Mitte der 50er Jahre – sprach der dortige Kaplan eines Tages im Religionsunterricht über die Arche Noe. Am Schluss der Stunde fragte der Kaplan: „Wer kann mir nun erklären, welchen Wert die Arche Noe für uns heute hat?“

Ein Junge, der anscheinend in dieser Stunde geschlafen hatte, rief plötzlich: „Herr Kaplan, ich weiß et. In der „Arche Noe“ kann man schön ausruhen, denn das ist ein Lokal hier in die Altstadt!“

*Pfr. i. R. Wilhelm Havers
Guadalajara, Jal., Mexico*

Lateinische Missverständnisse

Es war 1940/41. Mit 11/12 Jahren begann ich meinen Dienst am Altar als Messdiener. Was verstanden wir schon beim Stufengebet? Aber das Confiteor kann ich heute noch.

Es kam der Karfreitag mit den großen Fürbitten. Der Herr Pfarrer sang natürlich alles auf Latein. Wir hörten: „Flectamus genua“ (Beuge die Knie), der Herr Kaplan antwortete: „Levate“ (Erhebet euch). Wir Messdiener hörten: „Wir fahren nach Genua.“ Für uns antwortete der Kaplan im Brustton der Überzeugung: „Neapel!“

Pfr. Johannes Kraemer, Bergheim

Guter Kontakt

Erstkommunionkind Michael, Sohn kräftig katholischer Eltern, ist erkrankt und sitzt im Wartezimmer des Arztes. „Na, da brauchst du aber guten Kontakt nach oben“, meint mahnend eine Frau, die ebenfalls auf den Arzt wartet. Michael schüttelt den Kopf. „Der Kontakt nach oben ist bei mir voll in Ordnung!“ Er deutet mit dem Zeigefinger auf den Boden. „Was ich habe, kommt von unten!“

Maria Anna Leenen, Bippen

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E